



**E**INER DER NEUESTEN Warschauer Witze heißt: «Wissen Sie, weshalb die Regierung jetzt auch einen Katholiken zu den Ihren zählt? – Damit wenigstens noch einer an ein Wunder glaubt!» Was hier als Scherz präsentiert wird, ist im Grunde eine vernichtende Situationsbeschreibung der polnischen Lage im Herbst 1981. Niemand sieht mehr einen echten Ausweg, keiner will mehr so recht an eine rasche Besserung der Lage glauben. Und der Winter steht dräuend vor der Tür.

Fünf Monate sind es her, seit ich Polen das letztmal sah. Eine kurze Zeit, möchte man meinen, und doch habe ich eine völlig veränderte Stimmungslage vorgefunden. Im Frühling herrschte Optimismus. Man freute sich der neuen Freiheit und nahm bestehendes Ungemach dafür in Kauf, denn man glaubte sich auf dem Weg zu einer Besserung der Situation. Der Enthusiasmus dominierte, Bedenken wurden mit einer Handbewegung weggewischt. Doch jetzt ist plötzlich alles anders. Ich habe in Polen – nicht bloß klimatisch – eine frostige Atmosphäre vorgefunden. Die Scherze, das polnische Stimmungsventil, sind seltener geworden. Viele Leute wirken verkrampft, verhärtet. Eine zunehmende Aggressivität macht sich bemerkbar. «Die Leute sind böse», sagte mir eine Polin, und dieses Faktum ist kaum mehr zu übersehen.

## Warschauer Herbst

Über den Stimmungsumschwung erschreckt, stellte ich überall die Frage, ob mein Eindruck stimme, daß derzeit Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit und Angst vorherrschen. Mitglieder der Solidarität, der Partei und auch der Kirche bejahten dies zumeist ohne jede Einschränkung. Der «polnische Frühling» ist dem Herbst gewichen. Verschiedene Faktoren wirken dabei zusammen. Die wirtschaftliche Lage hat sich weiter dramatisch verschlechtert. Sicher, noch braucht niemand zu hungern. Aber die Mangelerscheinungen zeigen sich deutlicher. Man steht nachgerade für alles Schlange, und zwar stundenlang. Jetzt, wo die Temperaturen sinken, beginnt sich ein jeder Gedanken zu machen, wie das wohl im Winter sein wird. Es geht dabei nicht bloß um das Schlangestehen, sondern auch um die prekäre Energieversorgung.

Jedermann weiß, daß die Kohleförderung in diesem Jahr um über 20 Prozent zurückgegangen ist. Ein harter Winter riskiert zur Katastrophe auszuarten. Auch Öl und Benzin sind knapp geworden. Am 12. Oktober beispielsweise war plötzlich in Warschau – neben anderem – auch kaum mehr Benzin zu erhalten. Ein staatlicher Chauffeur stand an diesem Tag geschlagene sieben Stunden vor einer der noch funktionierenden Zapfsäulen an. Private Autobesitzer rangen die Hände. Das Umsteigen auf öffentliche Verkehrsmittel ist leichter gesagt als getan, denn die Stadtverwaltung hat offensichtlich auch den Busbetrieb, um Kraftstoff zu sparen, erheblich eingeschränkt. So steht man eben auch an den Bushaltestellen Schlange und hofft, im überfüllten Wagen noch einen Platz zu finden.

Auch Taxis leiden unter dem Benzinmangel. Die Fahrer suchen sich zudem nach Möglichkeit ausländische Kundschaft und Bezahlung in Dollars, Zigaretten oder zum vierfachen Preis. Dies ist nur ein kleines Beispiel jener schleichenden Korruption, die weite Lebensbereiche erfaßt hat. Denn noch immer gibt es in sogenannten Pewex-Läden gegen Devisen manches zu kaufen, was in den normalen polnischen Geschäften schon längst aus den Auslagen verschwunden ist. Eine neue privilegierte Schicht ist entstanden: die Devisenbesitzer. Daneben floriert auch noch der Schwarzmarkt für diejenigen, welche die dortigen Preise zu bezahlen vermögen. Die Bauern, welche in Polens sozialistischer Gesellschaft lange Zeit am Ende des Kuchens saßen, profitieren nun ausgiebig von der veränderten Lage.

Es liegt auf der Hand, daß Polens Wirtschaft allein schon durch das Schlangestehen, welches Zuspätkommen und Absenzen am Arbeitsplatz miteinschließt, bedeutende Verluste erwachsen. Doch das ist noch nicht das Schlimmste. Weit bedenklicher ist die Tatsache, daß die polnische Arbeitsmoral, ungeachtet aller Mahnungen von seiten der katholischen

## POLEN

**Dramatischer Stimmungswechsel:** Vom Optimismus des Frühlings zur Angst vor dem Winter – Bei sinkenden Temperaturen stundenlanges Schlangestehen – Der Teufelskreis von Produktionsrückgang und sinkender Arbeitsmoral – Scheiternder Staat und gespaltene Partei – Unter dem Zwang, Neuordnung im Comecon abzuwarten – Auch «Solidarność» kein homogenes Gebilde: linksradikaler Flügel als Gefahr – Die Kirche, derzeit hofiert, vermag nicht viel – Als vierte Kraft tritt jetzt die Armee auf den Plan – Aber Nachlässigkeit und Scharfmacherei verbünden sich zur Destruktion – Die Auguren sehen schwarz. *Robert Hotz*

## KANADA

**Kirche und Gesellschaft im Umbruch:** Warum Kanada für uns interessant ist – Eigene Rolle im Nord-Süd-Dialog? – Dominanz der Anglophonen auf Bundesebene – Quebec als Exponent der Frankophonie auch in der Kirche – Vom «Ancien Régime» zur «stillen Revolution» – Das kirchliche Monopol im Erziehungs- und Gesundheitswesen über Nacht gebrochen – Aber kein Religionskrieg – Bildungseuphorie im Staat und Konzilseuphorie in der Kirche – Nach dem Traum einer «neuen Gesellschaft» die «stille Enttäuschung» der Siebzigerjahre – Reagierendes Bewußtsein in der Kirche – Empfehlungen des «Rapport Dumont» von bleibender Bedeutung – Chance für die Kirche, ihre prophetische Rolle wahrzunehmen. *Ludwig Kaufmann*

**Quebecs «stille Revolution» in politischer Sicht:** Was der Sturz der Konservativen im Jahre 1960 ermöglichte – Urbanisierung, Industrialisierung und Fernsehen hatten vorgearbeitet – Nach Ausbau der öffentlichen Verwaltung Ermüdung der Liberalen – Die neue Quebec-Partei übernahm von ihnen das reformerische, von den Konservativen das nationalistisch-separatistische Erbe – Wahlsieg im Frühjahr 1981.

*Albert Beaudry, Montréal*

## INTERVIEW

**Kirchliches Engagement in Zentralamerika:** Interventionen der kanadischen Bischofskonferenz gründen im Einholen sicherer Informationen – Kontakte auf Bischofsebene und über Missionare – Beispiele von Konfliktsituationen: El Salvador, Honduras und Guatemala.

*Gespräch: L. K./André Vallée, Ottawa*

## KULTUR

**Gegenkultur und Mythos:** Ein Verlag erklärt seine «Wende» – Editorial für «linke» und für «konservative» Leser – Heraus aus den Begriffen und der «makabren Identität» – Woran die 68er Bewegung und die Kritische Theorie scheiterten – Narrative Strukturen des Mythos – Sein Körper ist bildliches Denken – Gefährlicher Versuch zur Auflösung von Komplexität – Sehnsucht nach einer einfacheren Welt – Kritik an (etablierten) Religionen – Ansätze zu einer narrativen Theologie – Entscheidende Unterschiede in der Dritten Welt. *Carl-Friedrich Geyer, Eichstätt*

Bischöfe, immer schlechter wird. Das Desinteresse vieler Polen an ihrer Arbeit ist nicht mehr zu übersehen. Man braucht nur die Resultate des Geleisteten unter die Lupe zu nehmen, in den Dienstleistungsbetrieben beispielsweise oder im Bauwesen. Für den ausländischen Betrachter zeigt sich dabei ein absurder Teufelskreis.

«Wozu sollen wir jetzt wieder am Samstag arbeiten, wenn wir dafür Montag und Dienstag herumsitzen, weil das Rohmaterial für unseren Betrieb nicht ankommt», räsoniert ein Arbeiter. «Wofür sich einsetzen, wenn wir mit dem Geld nichts kaufen können», erklärt ein anderer. Und selbstverständlich drückt man sich nach Kräften vor jeder Verantwortung, da man durch Übernahme von Verantwortung in die Schußlinie der Kritik geraten könnte.

### Moralische Krise

Nicht Polens ökonomische, sondern seine moralische Krise droht das ganze Staatsschiff zum Scheitern zu bringen. Man hat kein Vertrauen mehr in die Regierung, um so mehr, als diese Regierung nicht einmal mehr Versprechungen zu machen wagt. Wozu auch, kein Mensch will mehr solchen Schalmeien glauben. Eine Motivation zu mehr und zu besserer Arbeit gibt es nicht.

Polens Kommunisten, einmal mehr in Reformer und Antireformer aufgespalten, lähmen sich in ihren Flügelkämpfen gegenseitig. Hinzu kommt, wie es scheint, ein Veto von außen. Aus offiziöser Quelle verlautet, die Sowjets bereiteten auf Jahresbeginn eine Neuordnung im Comecon, dem Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, vor und verlangten, die polnische KP müsse erst die neuen Direktiven aus Moskau abwarten. Natürlich hat die polnische Krise auch schwere Rückwirkungen auf die Wirtschaftsplanung des Comecon gehabt. Eine Neuordnung drängt sich dementsprechend durchaus auf.

Auf der anderen Seite drängt «Solidarność» auf eine Reform im Sinne der Arbeiterselbstverwaltung, wobei dieses System zu einem ökonomischen Heilmittel hochstilisiert wird, das es wohl niemals sein kann. Denn eines ist mit Sicherheit festzuhalten: Wo immer bisher Arbeiterselbstverwaltung mit einem sozialistischen Planungssystem kombiniert wurde, hat diese keineswegs jene überragenden Resultate erbracht, von der die Ideologen der «Solidarność» träumen. Und doch wäre bloß eine solche Kombination möglich, denn angesichts der bestehenden internationalen Kräfteverhältnisse ist eine Abschaffung des sozialistischen Gesellschaftssystems in Polen nicht denkbar. Der Versuch zur Abschaffung bedeutete, eine ausländische Intervention herauszufordern.

### «Solidarność» – eine labile Solidarität

Auch «Solidarność» ist alles andere als ein homogenes Gebilde. Obwohl offiziell eine Gewerkschaft, verfolgt sie schon längst politische Ziele, die sie in manchen Belangen eher als Partei charakterisieren. Und es hält schwer, über neun Millionen Mitglieder für ein gemeinsames Programm zu begeistern. Die zunehmende Unzufriedenheit stärkt die radikalen Strömungen, und *Lech Wałęsa*, der – von der Kirchenleitung kräftig unterstützt – auf Mäßigung plädiert, hat keinen leichten Stand. Früher oder später wird es zu einer Spaltung kommen. Erste Symptome einer solchen sind bereits zu erkennen.

Es fehlt nicht an Kräften, die der Bildung einer christlichen Gewerkschaft das Wort reden, durch die man sich vom linken, marxistischen Flügel befreien könnte. Eine solche Idee weckt jedoch bei der katholischen Kirche Polens Bedenken, weil sie sich dadurch sehr viel direkter in der Politik engagiert sähe. Bisher hat sie es – und keineswegs ohne Geschick – vorgezogen, neben Partei und «Solidarność» die vermittelnde Rolle einer dritten Kraft zu spielen. Allerdings hat sich die Situation durch die Wahl von General *Jaruzelski* zum neuen Parteichef insofern geändert, als nun offensichtlich auch die *Armee* als *vierte Kraft* auf Polens politische Szene tritt. (Man wird dabei daran erinnert, daß schon einmal, zwischen den beiden Weltkriegen,

Polen durch eine gemäßigte Militärdiktatur vor dem politischen Chaos bewahrt worden war, wenn auch unter völlig anders gearteten innen- wie außenpolitischen Umständen.)

Welche Rolle *Jaruzelski* der Armee zuordnet, ist noch nicht abzusehen. Jedenfalls ruht die Macht der Partei nur in sehr beschränktem Maße auf den Gewehrläufen dieser Armee, denn die überwiegende Zahl der Soldaten sind praktizierende Katholiken. Außerdem dürften manche von ihnen auch mit «Solidarność» sympathisieren. Ein Gleiches läßt sich übrigens auch von den Parteimitgliedern sagen, von denen jedes dritte auch Mitglied der «Solidarność» ist, eine Situation, welche der Partei schon lange Kopfzerbrechen bereitet.

Es gehört mit zu den unzähligen polnischen Paradoxa, daß Partei und «Solidarność» als erklärte Gegenspieler zum Teil über die gleichen Gefolgsleute verfügen. Doch während dies für die «Solidarność» ein Zeichen ihrer Stärke ist, daß sie auch Parteimitglieder anzuwerben vermochte, bedeutet es für die Kommunisten ein Signal ihrer eigenen Schwäche. Dies erhellt auch aus einer Umfrage, welche wissen wollte, wem im Lande die Polen ihr Vertrauen schenkten. 12 Prozent nannten die Partei, 60 Prozent sprachen sich für «Solidarność» aus. Mit 86 Prozent vermochte jedoch die katholische Kirche am meisten Stimmen auf sich zu vereinigen.

Auch ein hoher Parteifunktionär gestand unumwunden ein, daß sich die polnische Kirche derzeit auf dem Höhepunkt des allgemeinen Ansehens befände. Er selber geizte ebenfalls nicht mit großem Lob für die vermittelnde Tätigkeit der Kirchenleitung und die Beruhigung der Volksmassen, ein Lob, das derzeit zur offiziellen Sprachregelung der Parteiführung gehört. Allerdings verwies dieser Funktionär auch darauf, daß die kirchlichen Aufrufe zur Verbesserung der Arbeitsmoral bisher ungehört verhallt seien. Doch gerade hier liegt ja einer der wesentlichen Punkte von Polens gegenwärtiger Wirtschaftsmisere.

### Wer durchbricht den Teufelskreis?

Beim derzeitigen Überangebot an Arbeitskräften in manchen Wirtschaftszweigen müßten eigentlich untüchtige oder unfähige Leute entlassen werden. Davor aber schrecken anscheinend sowohl die Partei wie auch «Solidarność» zurück, denn es würden in jedem Falle Mitglieder der einen wie der anderen Seite zu Fall gebracht, wobei auch nicht auszuschließen wäre, daß nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Gründe zu Entlassungen führen könnten. Die Sicherung des Arbeitsplatzes ist zudem für Partei wie Gewerkschaft eine Art Garantieschein, um ihre Gefolgschaft bei der Stange zu halten. So erweist sich – einmal mehr – eine wirtschaftlich notwendige Maßnahme als politisch nicht durchführbar.

Und während der nationale Notstand wächst, schieben sich die zwei Gegner gegenseitig den schwarzen Peter zu und geben sich wechselseitig die Schuld an der gegenwärtigen Lage, einer Lage, die immer brisanter wird. Besonders gefährlich wird dieses Spiel dadurch, daß es auf beiden Seiten Leute gibt, die auf eine offene Konfrontation hinwirken.

Wenn die Parteiführung über Scharfmacher bei der «Solidarność» klagt, so entbehren ihre Vorwürfe keineswegs immer der Wahrheit. Es gibt in der Tat bei «Solidarność» Mitglieder, die in der Öffentlichkeit von Machtübernahme faseln oder kaum mehr vertretbare Forderungen stellen, wozu ich beispielsweise auch das Verlangen nach Wahl eines eigenen Direktors durch die Belegschaft der polnischen Luftverkehrsgesellschaft zählen würde. Daß manchen Mitgliedern angesichts der gegenwärtigen Lage mal der Kragen platzt und es zu wilden Streiks kommt, ist zwar verständlich, wenn auch keineswegs immer politisch opportun. Hingegen konnte man die Grußadresse, die der Kongreß der «Solidarność» an die Gewerkschaften der umliegenden sozialistischen Länder richtete, vom Wortlaut her nur als politische Entgleisung einstufen, stellte sie doch eine klare Provokation dar, die weder nötig noch im gegebenen Moment sinnreich war.

Allerdings gibt es auch innerhalb der Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei Vertreter eines harten und kompromißlosen Kurses, die zur Durchsetzung ihrer Ziele sogar eine ausländische Intervention in Kauf nehmen würden. Selbst Parteimitglieder schließen die Möglichkeit nicht aus, daß diese Gruppe der Reaktionen bewußt auf eine Verschärfung des Klimas hinwirkt, um jene revolutionäre Stimmung zu schaffen, die eine offene Auseinandersetzung mit Brachialgewalt erlauben würde. Und, berechtigt oder nicht, sehen manche Polen in Erscheinungen des Alltags das stille Agieren dieser Parteileute. So hörte ich polnische Bürger darüber klagen, daß sie Ende September noch nicht einmal die Lebensmittelkarten für den August erhalten hatten, und einer von ihnen meinte empört: «Ist das bloße Schlamperei, Zusammenbruch der Administration oder bewußte Verzögerung?»

In manchen Fällen ist sicherlich Nachlässigkeit im Spiel. Gewisse moderne Hotelbauten wie das Solec, vor Jahren noch zu Recht mit vier Sternen geschmückt, zerfallen langsam aber sicher zu Ruinen, nachdem man keine Anstrengung zur Instandhaltung der primitivsten Einrichtungen wie Betten und Stühle trifft. Wenn das so weitergeht, wird man daselbst in Kürze zu Luxuspreisen von über 100 sFr. auf dem Boden kampieren dürfen. Und vielleicht ist dann auch jener Punkt erreicht, wo das Servierpersonal seine Tätigkeit vollkommen einstellt. Beste Ansätze dazu sind bereits vorhanden. Doch was dem Fremden zu erst im Hotelwesen auffällt, ist auch anderswo gang und gäbe. Enthusiasmus, Einsatz oder zumindest Freude an der Arbeit scheinen vielen Polen Fremdwörter geworden zu sein.

#### Die Auguren sehen schwarz

Auch das Schlangestehen vor den Geschäften bereitet niemandem Vergnügen. Dabei ist das Schlangestehen bereits zu einer solchen Institution geworden, daß man es noch dort organisiert, wo es auch ohne ginge. Eine Regel stimmt immer. Je größer der Mangel, desto länger die Schlange. Das aber hängt keineswegs nur an der Mangelware. Der Verkäufer solcher raren Produkte ist ein König, den man umwirbt, beschenkt, ja beinahe auf den Händen trägt. Der Käufer naht sich ihm als Bettler. Gute oder gar rasche Bedienung zu fordern, steht ihm nicht zu. Er muß ja froh sein, überhaupt etwas zu erhalten. Das System hat übrigens noch seine Moral: Mangelnde Arbeitsleistung im Betrieb wird durch mangelnde Dienstleistung in den Läden be-

straft. Und das ist die logische Konsequenz: Man rächt sich für die mangelnde Dienstleistung mit einer schwachen Arbeitsleistung am eigenen Arbeitsplatz. Damit ist der Kreis wieder geschlossen.

So macht es den Anschein, als ob Polen im Augenblick an sich selber zugrunde gehen sollte. Vom Minister bis hinunter zum einfachen Arbeiter stellen die allermeisten Polen derzeit schlechte Horoskope für die Zukunft. Und es fällt schwer, solchen Prophezeiungen nicht zu glauben. Mit jedem Tag, mit dem die Unzufriedenheit wächst, wächst auch die Gefahr, daß ein kleiner Funke schon zu einem emotionalen Ausbruch von verheerender Tragweite führen könnte.

Auch in kirchlichen Kreisen ist man sich dessen bewußt. Und auch dort fühlt man bei den führenden Männern lange nicht mehr jenen Optimismus vergangener Monate, als die Euphorie neu erlangter Macht die Zukunft in rosigem Lichte erscheinen ließ. Heute kennzeichnen auch hier Skepsis und eine gewisse Resignation die allgemeine Stimmung. Zwar läßt es sich Erzbischof *Józef Glemp*, der neue Primas, angelegen sein, die Linie seines berühmten Vorgängers getreulich weiterzuverfolgen, aber noch fehlt ihm verständlicherweise jene ungeheure Autorität, mit der *Wyszyński* Land und Leute im Griff hielt. Und das ist derzeit ein bedenklicher Mangel. Denn die Polen lieben es, von Symbolen dirigiert und geleitet zu werden. Wo sie fehlen, schafft man sich welche.

Wenn eine Innung in Polen Hochkonjunktur hat, dann sind es die Fahnenmacher. Jede Sektion von «*Solidarność*» scheint eine Fahne zu brauchen – von einem Bischof mit großem Pomp feierlich geweiht. Noch blüht in Polen ein romantisches Lebensgefühl, das westliche Nationen schon seit bald einem Jahrhundert verloren haben. Mit dem Symbol der Fahne verbindet sich ein Gefühl des Zugeordnetseins. Die Fahne ist etwas Hehres, Heroisches, so wie auf den gewaltigen Schlachtenbildern des polnischen Malers *Jan Matejko*, wo Polens Fahne allerdings nur zu oft über den Köpfen von Aufständischen flattert, die sich in einem letzten Widerstand heroisch – aber leider nutzlos – opfern. – Auch «*Solidarność*» wird man früher oder später nicht an ihren Symbolen, sondern an ihren wirklich vollbrachten Taten messen, und es ist zu hoffen, daß die Leute der «*Solidarność*» nicht wie frühere Generationen ihren Idealismus auf dem Schlachtfeld unter Beweis stellen müssen. *Robert Hotz*

## Kanada/Quebec: Kirche im gesellschaftlichen Umbruch

Was weiß unsereiner, wenn er nicht zufällig drüben einen Verwandten oder Geschäftsbeziehungen hat, von Kanada? Das Emblem mit dem roten Ahornblatt bezeichnet, so lernt man in der Geographie, den «zweitgrößten Staat der Erde»; aber ein Blick auf die Karte zeigt, daß von den fast 10 Mio km<sup>2</sup> Landfläche 60 Prozent in polaren und subpolaren Breiten liegt und nur ein relativ schmaler südlicher Gürtel besiedelt ist: Die Bevölkerung macht denn auch nur rund einen Drittel der Bundesdeutschen (inkl. Westberlin) aus. Trotzdem – und manch einer mag sich verwundert die Augen gerieben haben – trat in diesem Frühsommer Kanada auf der Bühne der Weltwirtschaft und Weltpolitik als einer der «sieben Großen», die sich «demokratische Industrienationen» nennen, auf. Und wenn der «Gipfel» auf dem Holzschloß *Montebello* bei Ottawa auch kurzfristig so gut wie ergebnislos verlief, so wird ihm hinterher doch eine Bedeutung zugemessen, insofern er im *Nord-Süd-Dialog* den Begriff von «globalen Verhandlungen» mit der Dritten Welt einführte.

Kanadas Premierminister *P. E. Trudeau* gilt als einer der Befürworter dieser Sicht, mindestens läßt sich sagen, daß er (u. a. auch mit Reisen, z. B. nach Tansania) ein «Image» in dieser Richtung aufbaut. Aufgefallen ist auch, daß er – mindestens für einen Augenblick – der Reagan-Politik in El Salvador gegenüber eine distanzierende Formulierung

fand: Man habe, so sagte er, in Kanada eine «andere Analyse von der dortigen Situation». Schließlich war von einem Treffen in der Karibik zu hören, wo Kanada zusammen mit Mexiko ein Konzept für die Wirtschaftshilfe an Zentralamerika vorgelegt habe, das – anders als der Plan der USA – nicht strategisch-geopolitische Ziele, sondern die Nöte der Bevölkerungen in den Mittelpunkt rückte. Solche Meldungen, die durch Trudeaus Rolle auf dem Nord-Süd-Gipfel von *Cancun/Mexiko* (22./23. Okt.) noch an Aktualität gewinnen, wecken Hoffnungen: Versucht da nicht eine junge Nation – kanadische Staatsbürger gibt es erst seit 1947 – ihre bisher ausschließlich «atlantische» Rolle (als Brücke zwischen USA und Großbritannien) vorsichtig zu überschreiten und einen Schritt zu einer eigenen, vielleicht etwas solidarischeren Politik auf den ärmeren «Süden» hin zu tun?

Mein eigenes Interesse, mich in Kanada umzusehen, war mit dieser Frage verknüpft. Mir fiel auf, mit welcher Entschiedenheit in jüngster Zeit die katholische Kirche in Kanada über ihren Episkopat ihre Stimme zur Dritte-Welt-Politik und speziell zu den Vorgängen und Eingriffen in Zentralamerika (zum Beispiel nach Ermordung und Begräbnis von Erzbischof *Romero* und beim Reagan-Beschluß zur Waffen- und Militärhilfe an die Junta von El Salvador) erhob. Schon früher war ich auf römischen Bischofssynoden, zumal 1971 und 1974 und dann wiederum 1980, von der aufgeschlossenen und in gewisser Hinsicht unbefangenen Art der kanadischen Delegation angetan. Lag sie

an einzelnen Persönlichkeiten, stammte sie eher vom angelsächsischen oder vom frankophonen Element in der Bischofskonferenz?¹ Was für eine Kirche steht dahinter, was geht im Lande selber vor? Und welche besonderen Beziehungen, Informationskanäle usw. bestehen zur Dritten Welt, zumal zu Zentral- und Südamerika?

### Anglophon und frankophon

Die Antworten, die ich auf diese Fragen erhielt, stammen zur Hauptsache aus der frankophonen Provinz *Quebec*. Daß *Quebec* allerdings nicht ohne weiteres «Kanada» ist, wird dem in *Montréal* landenden Ankömmling aus Europa, falls er nicht bloßer Tourist ist, bald einmal klar gemacht. Kommt das Gespräch nämlich auf die Politik, so ist der «Staat» = *Quebec*, Kanada aber «le *Fédéral*», so wie die Schweizer vom «Bund» sprechen. Aber auch die ganz unpolitische Frage um Auskunft über *Toronto* und die Reise dorthin provozierte bei einem sonst nach allen Seiten offenen Redaktor die Antwort: «Ich war erst einmal dort – was wollen Sie – das liegt in einem andern Land.» Nun ist *Toronto* als Millionenstadt allerdings die anglophone Rivalin von *Montréal* und zugleich die Hauptstadt des großen Provinzstaates *Ontario*, in dem die Bundesregierung von *Ottawa* ihren stärksten Rückhalt hat. Der *Ottawa-River* bildet die Sprachgrenze. Daß man von hier aus mit der Bahn noch zwei Tage und zwei Nächte braucht, um in *Vancouver* ans «andere Ende» (am Pazifik) zu gelangen, dürfte bewußt machen, wie sehr schon von der geographischen Ausdehnung her der anglophone Teil des Landes dominant ist. Hinzu tritt die Vormachtstellung, die eigene Energiequellen (z. B. das Öl im Provinzstaat *Alberta*) gewähren, und nicht zuletzt der anglophone Überhang in der Bevölkerung: Den rund 6 Millionen Frankokanadiern stehen rund 14 Millionen Einwohner gegenüber, die Englisch als ihre Muttersprache bezeichnen.

Die *katholische Kirche*, obwohl auf nationaler Ebene mit rund zehn Millionen Gläubigen (Zählung 1971) die weitaus größte Religionsgemeinschaft, ist in der anglophonen Bevölkerung minoritär. Doch dank einer starken Einwanderung katholi-

scher Italiener, Portugiesen und Ukrainer in die anglophonen Gebiete ist der frühere Überhang der Frankophonie innerhalb der katholischen Kirche verschwunden: Das Verhältnis der beiden Sprachgruppen innerhalb der katholischen Bevölkerung Kanadas – und dementsprechend innerhalb der Bischofskonferenz – ist heute 50:50.

Doch der anglophone Teil der katholischen Kirche ist gerade ob der genannten Einwanderung viel uneinheitlicher als der frankophone: die Einwandererkirchen der Ukrainer (eigene Hierarchie), Polen, Italiener und Deutschen geben ihr das Gepräge. Andererseits zwang die minoritäre Stellung der Katholiken die Kirche in den anglophonen Gebieten viel früher, sich in eine pluralistische Gesellschaft einzufügen. In Anlehnung an ihre Kollegen in USA mochten sich deshalb anglophone Bischöfe leichter bzw. früher z. B. der Idee der Religionsfreiheit und auch dem ökumenischen Gedanken öffnen, wie auch heute noch wesentlich *ökumenische* Impulse – auch im sozialen Bereich und hinsichtlich der Arbeit für die Menschenrechte (Dritte Welt, Lateinamerika: siehe unten) – von den Anglokanadiern, zumal aus *Ontario*, kommen. Fragt man aber nach dem «typisch kanadischen» (in Gegenüberstellung zum US-Katholizismus), dürfte man unter Abstützung auf den anglophonen Teil seine liebe Mühe mit der Herausarbeitung besonderer Merkmale haben: Man denke nur, wie hüben und drüben im Klerus das irische Element langezeit vorherrschend war. Wenn somit schon von Kanada auf der Suche nach seiner *nationalen* Identität gegenüber den USA einer sagen konnte: «Wir sind anders, weil wir noch *Quebec* haben», so gilt das erst recht von der katholischen Kirche. Auch gerade für das Wirken nach außen dürften die meisten Impulse vom frankophonen Teil kommen: nicht umsonst sind 80 Prozent des kanadischen Missionspersonals (Schwestern, Priester, Laienhelfer) frankophon. Was uns aber für das folgende vor allem interessiert: Keine andere Kirche und keine andere Provinz haben im *Dezennium 1960/70* und seither an *Umbrüchen* Vergleichbares erlebt und ins Bewußtsein gehoben als Kirche, Staat und Gesellschaft von *Quebec*.

## Vom «Ancien Régime» zur «Stillen Revolution»

Von den tiefgreifenden Veränderungen, die das Leben in *Quebec* während der Sechzigerjahre erfahren hat, kann sich niemand eine Vorstellung machen, der nicht den unter den Franko-Kanadiern² verewigten Zustand des «Ancien Régime» vor Augen hat: Die «große Revolution» des französischen Mutterlandes, die Revolution von 1789 fand in Kanada so wenig statt wie deren Nachwehen, zum Beispiel die Trennung von Kirche und Staat im Frankreich des Jahres 1905. Die «Révolution» fand nicht nur nicht statt: was man in den meisten Schulen davon hörte, waren fast nur die Priesterermordungen, die Vertreibung der Orden, die Kirchenverfolgung. Einschränkungen der Kirche gegenüber (konkret: ein Rekrutierungsverbot gegen alle religiösen Orden) hatten zwar seinerzeit auch die Engländer verfügt, als sie nach ihrem Sieg im siebenjährigen Krieg (1763) den Franzosen ihre kanadischen Besitzungen abnahmen; aber alsbald sahen sie sich – zur Abwehr einer Ansteckung durch den Virus der amerikanischen Revolution und Unabhängigkeit – zu einem Arrangement mit den kirchlichen Instanzen veranlaßt; es führte dazu, daß fortan die Bischöfe dem Volk Loyalität gegenüber der englischen Krone predigten. Das große «Jahrhundert des Klerikalismus» setzte unter Bischof

*Bourget* im Jahre 1840 mit der Gründung zahlreicher religiöser Genossenschaften bzw. deren Einladung aus dem Mutterland ein: ihnen wurde allenthalben die Einrichtung und Führung von Schulen und Spitälern anvertraut, wovon es – außer als Erbe aus der französischen Zeit – unter der Herrschaft der Engländer bis dahin für die Frankophonen so gut wie nichts gab. Dank diesem kirchlichen Engagement wurde «*La Nouvelle France*» in den Augen vieler zum Refugium alles dessen, was sie in Europa aus der guten alten Zeit vermißten, und es konnten sich dort in der Folge restaurativer Ultramontanismus, süßlich-aufgeputzter *Saint-Sulpice*-Stil und beherrschende Stellung des Klerus länger unangefochten halten als anderswo.

Wie sich das konkret in einer Familie und in einer Pfarrei bzw. einem Quartier der alten Hauptstadt *Quebec* noch in den Jahren unmittelbar vor und während des Zweiten Weltkriegs ausnahm, bekam ich gleich in den ersten Tagen meiner Erkundungen auf der Leinwand vorgeführt.

Der fast vierstündige Film *Les Plouffe* (Name einer Familie) lief u. a. in größten Kinos von *Montréal* während mehrerer Monate. Er beginnt mit dem Auftreten eines amerikanischen anglikanischen Pastors im Clergyman, durch den zunächst das pfarreiliche Sportwesen (ein anderes gibt es nicht) in Bewegung und der irische Pfarrer in Rage gerät. Erster Höhepunkt ist der Besuch des englischen Königspaares, der vom Familienoberhaupt boykottiert wird, was im konkreten Fall zugleich zu einem Autonomieakt des (männlichen) Laien gegenüber dem «*curé*» wird. Zweiter Höhepunkt – wiederum eine hervorragende Massenszene in den Straßen von *Quebec* – ist eine Fronleichnamsprozession. Das besondere: die einen beten (zwecks «*Rettung Frankreichs!*») für, die andern gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Das mit Spannung erwartete Wort des Kardinals entscheidet zugunsten der

¹ Die über hundert Mitglieder umfassende kanadische Bischofskonferenz hatte in den Jahren nach dem Konzil zwei bedeutende anglophone Präsidenten: *G. B. Flahiff*, Erzbischof von *Winnipeg* (heute Kardinal), und *Alexander Carter*, Bischof von *Sault Saint Marie* (*Ontario*).

² Außer in *Quebec* gibt es Frankokanadier in den «atlantischen» Provinzen von *Neu-Braunschweig*, *Neu-Schottland* und *Prinz-Edward-Insel*: man nennt sie *Akadier* (seinerzeit von den Engländern bis nach *New Orleans* deportiert und dann sporadisch zurückgekehrt!); am stärksten sind sie in *Neu-Braunschweig* (45 %) vertreten.

## Die «Stille Revolution» in Quebec aus politischer Sicht

Für das, was wir in Quebec «La Révolution tranquille» nennen, läßt sich der 22. Juni 1960 als Stichtag angeben. An diesem Tag verlor die seit 1944 ununterbrochen regierende Partei von *Maurice Duplessis*, der im September des Vorjahres verstorben war, die Wahlen ins Provinzparlament. Die Partei nannte sich «Partei der nationalen Einigung» und verfolgte gegenüber der Bundesregierung in Ottawa einen nationalistisch-autonomistischen Kurs, der inzwischen von der heute regierenden «Quebec-Partei» übernommen worden ist. Duplessis war aber nicht nur Nationalist, er war auch konservativ. Seine Regierung hatte durch entsprechende Einteilung der Wahlbezirke die Bauern auf Kosten der Städter begünstigt und den Bauern eine überproportionale Vertretung im Parlament gesichert. Den Gewerkschaften eher abhold, hatte sich Duplessis weitgehend auf die Kirche abgestützt und mit den nötigen «Gnadenerweisen» immer neue Spitäler und Schulen an religiöse Genossenschaften (als billigen Arbeitskräften!) übergeben. Paternalistisch in der Grundhaltung, ließ er der Presse wenig Freiheit und zeigte diktatorische Allüren. Sein Prestige verschaffte er sich vor allem durch äußerst kluge Führung der Finanzen: er hinterließ nicht mehr als 300 000 Dollars Staatsschulden. Der Preis dieser Sparsamkeit war allerdings der Ausfall einer leistungsfähigen Verwaltung. Duplessis verachtete grundsätzlich die Beamtenschaft: er war überzeugt, daß nur unfähige Leute zum Staatsdienst bereit seien. Das Vakuum, das er in dieser Hinsicht zurückließ – es standen keine kompetenten Leute im Wege –, verbunden mit einer geradezu fabelhaften Kreditwürdigkeit, ermöglichte es den «Erben», jene Umkehrung bisheriger Zustände durchzuführen, deren Name «*stille Revolution*» ihren unblutigen Charakter unterstreichen will.

In den 16 Jahren zuvor hatte sich, angesichts der zunehmend sich abnützenden Partei von Duplessis, eine Front des Widerstands um die *Liberale Partei* gebildet. Rekrutierte sie sich zunächst vornehmlich aus Intellektuellen, aus führenden Gewerkschaftern und aus dem Lehrerstand, so erhielt sie allmählich dank dem allgemeinen, von USA her auch Kanada überflutenden Wirtschaftsboom der Fünfzigerjahre, dank der rasch zunehmenden *Urbanisierung* (Hunderttausende strömten nach Montreal) und *Industrialisierung* (vor allem Amerikaner investierten in kanadischen Fabriken) eine breitere Anhängerschaft. Entscheidend trug dazu das ab 1952 eingeführte *Fernsehen* bei: denn bei einer im Durchschnitt kaum über die Volksschulbildung hinaus gelangten Bevölkerung – die allgemeine Schulpflicht datierte zudem erst vom Jahr 1943! – kam dem Fernsehen eine geradezu gewitterhaft hereinbrechende Macht in der Wissensvermittlung und Bewußtseinsbildung zu. Enthielten nun diese drei Faktoren, Urbanisierung, Industrialisierung und das Fernsehen bereits im Keim die «*stille Revolution*», so bedurfte es zu deren Durchsetzung nur noch der Machtübernahme durch eine mit dem nötigen Ansehen ausgestattete neue Regierungsequipe. Dies wurde mit dem Sieg der *Liberalen* im Juni 1960 Wirklichkeit.

► Ihr erstes Sofortprogramm galt einer Erneuerung des *Bildungswesens*: Die höheren Schulen sollten möglichst allen Jugendlichen, also auch den Kindern aus Arbeiterkreisen, zugänglich werden. Eine gründliche Erhebung lag bis zum Jahr 1964 vor, und ab 1967 konnte sich die Reform durch die Überführung der bis dahin allein in kirchlichen (katholisch-frankophonen und protestantisch-anglophonen) Händen liegenden Schulen in öffentliche Regie auswirken. Das wichtigste Datum war aber bereits das Jahr 1962, als ein erstmals geschaffenes staatliches Ministerium für Er-

ziehung die bis dahin fast exklusiv von einem bischöflichen (!) Erziehungsrat ausgeübte Kontrollfunktion über das Bildungswesen übernahm.

► Ein zweites, nicht minder ehrgeiziges Projekt war die Aufstellung einer funktionsfähigen *öffentlichen Verwaltung*, d.h. eines aus kompetenten (und entsprechend bezahlten!) Leuten zusammengesetzten und geführten Staatsapparats. Sie gipfelte in der Nationalisierung der Elektrizität durch die Schaffung der «*Hydro-Québec*». Diese wurde nicht nur zur finanziellen Basis für das ganze Verwaltungswesen, sie erfüllte auch einen nationalen Traum, es endlich mit einem großen Unternehmen zur Erschließung bzw. Ausnützung der landeseigenen natürlichen Energiequellen den bisher in Industrie und Busineß fast exklusiv führenden Anglophonen gleich zu tun. Dank der oben erwähnten Kreditwürdigkeit des Staates konnten ohne größere Schwierigkeiten die bisher anglophonen (und zu einem schönen Teil US-Amerikanern eigenen) Elektrizitätsgesellschaften angemessen entschädigt und in Nationalbesitz überführt werden.

► Analog zu den beiden ersten Programmen wurde an dritter Stelle ein öffentliches *Gesundheitswesen* aufgebaut. So wie in den Schulen verlor nun auch in den Spitälern die Kirche ihre exklusive Herrschaftsstellung. Daß dies ohne größere Konflikte möglich wurde, haben viele persönliche Beziehungen (zum Beispiel Schulfreundschaften) zwischen führenden Politikern und Kirchenmännern erleichtert.

Trotzdem ging einer Mehrheit der Bevölkerung die Reform zu schnell, und so wurde 1966 die Regierung gestürzt. Bei ihrer Rückkehr an die Macht schrieb die Partei der Nationalen Einigung nun erst recht die Autonomie auf ihre Fahnen, und so kam es 1967 anlässlich der Weltausstellung in Montreal zum *Eclat*: General de Gaulle, der auf einer Insel das stolze Schiff «*Colbert*» bestiegen hatte, fuhr den Sankt-Lorenz-Strom hinauf, grüßte (auf diese Weise Ottawa vermeidend) die kanadischen Bundesinstanzen auf der Zitadelle von Quebec und gelangte dann im Triumphzug durch 12 Ortschaften bis Montreal, wo er den Zuruf «*Quebec libre*» mit seinem historischen «*Oui*» beantwortete. Das ganze war organisiert und provoziert durch den Mann, der als Chef der regierenden Partei De Gaulle eingeladen hatte und der den ganz unfranzösischen Namen *Daniel Johnson* trug. Die Weltausstellung war aber vor allem Ausdruck des neuen, optimistischen, von den Möglichkeiten der Technik geprägten Lebensgefühls. Die «*Welt der Menschen*», *Terre des hommes* – so heißt nach wie vor das prächtige Ausstellungsgelände auf der St.-Helena-Insel – war die *Welt der Zukunft*, der man ein nunmehr überwundenes «*Passé*» fast wie das «*dunkle Mittelalter*» gegenüberstellte.

Die ganze, in den Fünfzigerjahren angebahnte Entwicklung kann nur in ihrer Parallelität zur *nationalistisch-separatistischen Bewegung* verstanden werden, insofern sich auch das gewandelt hat, was man die *kulturelle Identität von Quebec* nennen mag. Das bis dahin «*gut katholische und zugleich französische Volk*» von Quebec ist nicht mehr sicher, so ganz katholisch zu sein, aber es ist zunehmend sicher, nicht mehr «*englisch*» und anders als das übrige Kanada zu sein. Ein weiterer Schritt der «*stillen Revolution*» war deshalb die Gründung der *Quebec-Partei* durch den (bis 1968 liberalen) *René Levesque*. Die Niederwerfung der separatistischen Opposition durch die militärische Besetzung von Quebec im Herbst 1970 blieb Episode: Bei den Wahlen von 1976 siegte Levesque und auch heuer – ein Jahr nach der Niederlage im Referendum betreffs Einleitung von Unabhängigkeitsverhandlungen – gewann die Quebec-Partei erneut das Vertrauen der Mehrheit. *A. Beaudry, Montreal*

«Pflicht, Hitler zu bekämpfen», stößt aber trotz der pompös aufgezeigten Feierlichkeit auf sichtbare Ablehnung eines Teils der Gläubigen: sie verlassen demonstrativ den Kirchenraum.<sup>3</sup>

Der Film endet am letzten Tag des Krieges und läßt es offen, welche der dargestellten neuen Einflüsse und Bewegungen (teils Amerikanismus, teils Nationalismus) inmitten dieser zwischen französischer und britischer Loyalität schwankenden Gesellschaft sich durchsetzen werden. Was er aber unmißverständlich anzeigt, ist der *Rückgang des unmittelbaren Einflusses der Kirche* auf das Leben der kleinen Leute, und zwar gerade auf das Leben in Ehe und Familie<sup>4</sup> wo doch nirgends erfolgreicher als unter den Frankokanadiern die kinderreiche katholische Familie propagiert und der Kult der «Heiligen Familie» (samt spezieller Verehrung des Heiligen Josef) verbreitet worden war! Trotzdem sollte es nach Kriegsende noch über fünfzehn Jahre dauern, bis das veränderte Verhältnis zwischen Kirche und Gesellschaft sich in strukturellen Änderungen niederschlug. Die gesamte Veränderung, die ziemlich genau die Zeitspanne der sechziger Jahre umfaßt, wird in Quebec «Die stille Revolution» (La Révolution tranquille, quiet revolution) genannt.

Welche *politischen* Umwälzungen damit gemeint sind bzw. in welchem politischen Kontext die gesellschaftlich-kulturellen Veränderungen vor sich gingen, ist in der knappen Skizze von *Albert Beaudry* nachzulesen (vgl. *Kasten*). Beaudry ist heute Chefredaktor der Zeitschrift *Relations*, eines Forums, das seinerzeit wie nur wenig andere Instanzen auf kirchlicher Seite die «stille Revolution» bewußt mitverfolgt und mitgetragen hat.<sup>5</sup> Wenn nämlich im folgenden vor allem nach der Reaktion der Kirche gefragt wird, so ist gleich im voraus zu bemerken, daß sie in diesem Prozeß als Institution die Betroffene und Erleidende war, die die Entwicklung, von der sie überrumpelt wurde, weitgehend passiv über sich ergehen ließ.

### Euphorie der Änderung - auch in der Kirche

Die Einschätzung dieser Reaktion ist natürlich nicht unabhängig von der - optimistischeren oder pessimistischeren - Beurteilung des Gesamtprozesses. Daß dieser vor allem durch ein *rasantes Tempo* gekennzeichnet war (im Gegensatz zum Beispiel zu der viel früher und langsamer begonnenen Industrialisierung im anglophonen Kanada), wird durch das Adjektiv «stille» Revolution verhüllt. Auch läßt es kaum etwas ahnen von der ungeheuren, von der Nachkriegsprosperität angeheizten *Euphorie*, die vor allem den Bildungssektor ergriff. Der Glaube an die von überall herzunehmenden besten pädagogischen Methoden löste ein wahres Fieber aus, und Tausende von Lehrern und Professoren besuchten freiwillig Ferien- und andere Weiterbildungskurse. Typisch war der Slogan: «Bildung bringt Wohlstand» (qui s'instruit, s'enrichit). Dahinter stand eine *Utopie*, die sich etwa folgendermaßen formulieren läßt: «Gelingt es uns, die Welt der Bildung zu ändern, vermögen wir auch die Gesellschaft zu ändern.» Und «Änderung» (il faut que cela change) war nun einmal Trumpf - übrigens prophetisch, wenn auch in negativer Form, schon im Jahr 1948 im Manifest eines Künstlers (Borduas) vorweggenommen, das die «totale Ablehnung» (le refus total) einer ganzen Gesellschaft proklamiert hatte. Doch gerade dieses «total» verfiel bei der Bevölkerung von Quebec nicht: Extremismus ist ihr fremd, ein Sinn für Maß charakterisiert ihr Temperament, und in dieser Hinsicht ist der Ausdruck «stille» Revolution zutreffend.

«Still» war die Umwälzung, insofern sie ohne Wirtschaftskrieg, aber auch ohne Religionskrieg abging. So wie die Nationalisierung der Wasserkraft, für die der Bau eines riesigen Staudamms zum Symbol wurde, zur Zufriedenheit der bisher die Nutzung beherrschenden Elektrizitätsgesellschaften erfolgte, so wurde auch das kirchliche Monopol im Bildungs- und

<sup>3</sup> Historisch hat sich diese Verwerfung der allgemeinen Wehrpflicht seitens der Frankophonen bei dem mitten im Krieg angesetzten gesamtkanadischen Referendum gezeigt.

<sup>4</sup> Der Film fußt übrigens auf einem Buch mit autobiographischen Zügen. Nach den Kritiken zu schließen, ist die Lage der Dinge zum gewählten Zeitpunkt recht treffend gezeichnet.

<sup>5</sup> *Relations*, Ed. Bellarmin, 8100 Boul. St-Laurent, Montréal H2P 2L9. Den verschiedenen Mitgliedern der Redaktionsequipe verdanke ich einen Großteil der Informationen für diesen «Länderbericht».

Gesundheitswesen auf friedliche Weise, ja bei relativ kooperativer Einstellung des Personals der betroffenen Institutionen (meist religiöse Genossenschaften) gebrochen. Die entscheidende Änderung bestand darin, daß die Kirchen bzw. kirchlichen Organismen nicht mehr *Eigentümer* der verschiedenen Einrichtungen blieben, wobei es nicht nur um Schulen und Spitäler, sondern auch um tausenderlei Werke der sozialen Wohlfahrt ging, die meist in den Pfarreien ihren Ursprung hatten und auf die man in Quebec nach wie vor stolz ist.

Wenn man sich nun aber von kirchlicher Seite der ganzen Entwicklung gegenüber nicht abwehrend und verkrampft, sondern eher gelassen und gelöst gab, so war dies nicht zuletzt dem zur gleichen Zeit in Rom abgehaltenen *Konzil* und seinen Empfehlungen zu einer Öffnung gegenüber der «Welt», zu Kooperation und Solidarität mit allen Menschen zu verdanken. Ja das Konzil wurde für viele zum Symbol einer allgemeinen und «offiziellen» *Erlaubnis zur Innovation*. Das Konzil bedeutete aber auch, daß die Bischöfe «weg» waren: man berief sich auf «Rom» und nahm sich die Freiheit zum Experiment.

Offiziell *erstes* Experiment war die Liturgiereform, und das war nochmals symbolisch. Der Feuereifer, den man hier entwickelte, griff aber in Quebec alsbald auch auf die *Katechese* über. Hier wie dort wollte man in kürzester Frist alles nachholen, was anderswo schon seit Kriegsende, wenn nicht schon früher angebahnt und in zähem Ringen erstritten worden war.

Bei alledem ritt man auf der gleichen Welle der Bildungseuphorie, von der schon oben die Rede war. Ja auch in der Utopie gab es eine Parallele: denn so wie die einen durch Bildungsreform die Gesellschaft, so glaubten die andern, durch die Erneuerung von Liturgie und Katechese *die Kirche ändern* zu können. «Il faut que cela change»: der Slogan durchdrang die reformfreudigen Kreise in Kirche und Gesellschaft in einer Weise, daß beide Erneuerungsbewegungen sich gegenseitig unterstützten. Bezeichnend dafür war, daß an der Spitze des Organs, das die Verstaatlichung des Schulwesens an die Hand nahm, ein Prälat stand. Sichtbares Wahrzeichen für die Osmose im neuen Geist, der sich in diesem Fall als zugleich weltoffene und *ökumenische* Gesinnung bewährte, war ein an der Montréal Expo 1967 von den verschiedenen Kirchen gemeinsam erstellter «pavillon chrétien», der den Platz des bisher an Weltausstellungen traditionellen Pavillons des Vatikans einnahm. Ohne Kontroversen ging so etwas freilich nicht ab; dem Pavillon der «Christen» trugen sie nur umso mehr Besucher ein.

Andere Neuerungen und Umstellungen brachten ernstere Schwierigkeiten. So die Entkonfessionalisierung großer gesellschaftlicher Körperschaften wie der *Gewerkschaften*.

Es gab in Quebec zweierlei Arten von Gewerkschaften. Die einen nannte man «international», was eigentlich *amerikanisch* bedeutete: es handelte sich um ganze Berufszweige, deren gewerkschaftliche Organisation ihren Hauptsitz in den USA hatte, auch wenn es für Kanada bzw. für Quebec regionale Untergruppierungen gab. Diese Gewerkschaften waren konfessionell neutral und je nach Berufszweig und je nach der ideologischen Konjunktur in USA radikaler oder gemäßiger. Der Kirche in Kanada hatten sie jedenfalls nicht gefallen, und so waren ihnen gegenüber *katholische* Gewerkschaften aufgebaut worden, die aber stärker betrieblich (innerhalb der einzelnen Fabriken) verfaßt waren. Trotzdem wurden immer mehr sie es, die die konkreten Verbesserungen für die Arbeiter erstritten und die sozialen Kämpfe ausfochten. Das ließ sie immer mehr erstarken, und wenn sie (mit derzeit 200000 Mitgliedern) zahlenmäßig der Gruppierung der «Internationalen» (Fédération des travailleurs du Québec) nicht gleichkommen, so sind sie doch eine gewerkschaftliche Gruppierung von Gewicht, ja zweifellos weitaus die militanteste. Aber - und das gehört zu den Symptomen der «stillen Revolution» - ab 1960 machte sie sich von der kirchlichen Obhut unabhängig: Aus der CTCC (Confédération des travailleurs catholiques du Canada), wo jede Gewerkschaft ihren Geistlichen hatte, wurde die entkonfessionalisierte CSN: *Confédération des syndicats nationaux*.

Eine besondere Bedeutung bekam diese Umwandlung für die *Lehrerschaft* und für weitere Kreise, die in der nach französisch/belgischem Muster strukturierten *Katholischen Aktion*

engagiert waren. Deren «mouvements» hatten in den dreißiger und vierziger Jahren Leute geformt, die inzwischen bedeutende Posten des öffentlichen Lebens einnahmen. Ihr Vorbild inspirierte in den sechziger Jahren das Selbstbewußtsein der jungen Generation in der JEC (Studenten) und JOC (Arbeiter), die sich immer mehr in sozialen und politischen Kämpfen engagierte. Die Bischöfe begannen sich zu fragen, wie weit deren Tätigkeit noch «Katholische Aktion» sei, und bald einmal sprach man von einer allgemeinen Krise der aktiven «mouvements». Der Episkopat beauftragte zu deren Untersuchung eine Kommission und stellte sie unter die Leitung eines Mannes von Format, der zugleich als «sicher» galt: *Fernand Dumont*. Doch Dumont (Soziologe und Kulturpolitiker) und seine Mitarbeiter fanden bald einmal heraus, daß es sich nicht nur um eine «Krise der Katholischen Aktion» handle, sondern daß das Problem tiefer liege und von größerem Ausmaß sei. Es gehe um nichts weniger als um den *Laien* überhaupt und seine Stellung in der Kirche. Die Kommission änderte daraufhin ihren Untersuchungsbereich, indem sie ihn zwar thematisch ausweitete, geographisch aber einschränkte. Hatten die Bischöfe vom Problem der katholischen Aktion im «Canada français» gesprochen, d. h. also auch in anderen Provinzen<sup>6</sup>, so lautete das Thema jetzt: *Die Laien in der Kirche von Quebec*. Schließlich wurde daraus eine umfassende Diagnose der Kirche von Quebec überhaupt, angefangen von ihrer Geschichte bzw. ihrem Geschichtsbewußtsein bis zu den ersten Grundzügen einer Zukunftsplanung. Die Kommission Dumont, die in den Jahren 1969/70 gearbeitet hatte, publizierte ihren Bericht Ende 1971/Anfang 1972. Der Titel des in sieben Faszikeln erschienenen Untersuchungsberichts lautete: *Die Kirche von Quebec, ein Erbe (woher kommen wir) und ein Projekt (wohin gehen wir?)*.<sup>7</sup>

#### «Kirche ohne Hände» – die stille Enttäuschung

Aus einer Zusammenfassung dieses «Weißbuches», kurz «Rapport Dumont» genannt<sup>8</sup>, hat sich mir vor allem ein Stichwort eingepreßt: «*Une Eglise aux mains coupées*»: Eine Kirche mit amputierten Händen. In der Tat fühlte sich diese Kirche über Nacht wie abgeschnitten von all den Kanälen des gesellschaftlichen Lebens, über die sie bisher auf die «Welt» eingewirkt hatte. Das aber hieß konkret, daß sie sich plötzlich ohne Einfluß auf den Alltag der Menschen sah. So kam sich die Kirche von Quebec als «Kirche ohne Hände» vor.

Diesem Gefühl der Isolierung nach «außen» entsprach ein böses Erwachen im Innern: Die Kirchen leerten sich, und die Beteiligung am Gottesdienst sank Stufe um Stufe von 70 Prozent auf 40, 30, ja 20 Prozent. Auch vom Religionsunterricht wollten nun mit einmal viele Eltern und Kinder nichts mehr wissen, und wie anderswo verließen auch in Quebec viele Priester und Ordensleute ihren Dienst. Selbst bei besten Katholiken gab es so etwas wie eine Kapitulation: Man suchte Ruhe, eine Pause, mit der Freude an der Reform war es vorbei. Andererseits erlebte Quebec keinen starken Aufschwung einer Traditionalistenbewegung: eine Gruppe «für die Gegenreformation» blieb rudimentär.

Objektiv war festzustellen, daß die mit soviel Tempo betriebene Reform allenfalls einen gewissen Typ des Pfarrers, nicht aber die *Gemeinden* erneuert hatte. Es fehlte dem Neubau, wie man sagte, das Untergeschoß. Das hatte nun aber wiederum seine *Parallele im gesellschaftlichen Gesamtprozeß*. Wie die bloße Liturgie- und Katechese-Reform noch keine «neue Kirche», so hatte auch die Bildungsreform noch keine «neue Gesellschaft» geschaffen. Auch hier fehlte der Unterbau und zwar im wirtschaftlichen Bereich: Für die vielen Absolventen höhe-

## Papstdelegat für Jesuitenorden

Wie während der Drucklegung dieser Nummer bekannt wurde, geht am 31. Oktober die oberste Leitung der Gesellschaft Jesu bis auf weiteres auf einen vom Papst eingesetzten *persönlichen Delegaten*, den achtzigjährigen italienischen Jesuitenpater *Paolo Dezza*, über. Er ist mit allen Vollmachten ausgestattet, eine Generalkongregation des Ordens zur Wahl eines neuen Generalobern vorzubereiten und unterdessen den Orden zu leiten. Dies wurde dem seit einem Hirnschlag im August seiner Sprechfähigkeit beraubten Jesuitengeneral *P. Pedro Arrupe* in einem vom 5. Oktober datierten, von Kardinal-Staatssekretär Casaroli überbrachten Brief mitgeteilt. Der gemäß Ordensrecht noch von P. Arrupe eingesetzte Stellvertreter, *P. Vincent O'Keefe*, wird durch den päpstlichen Eingriff dieser Funktion enthoben. P. Dezza wird vom Papst ein Koadjutor beigegeben, der im Verhinderungs- oder Todesfall dessen Stelle einzunehmen habe: *P. Giuseppe Pittau* – ebenfalls ein Italiener –, den der Papst, wie es im Brief heißt, auf seiner Japanreise als dortigen Provinzial (früher Präsident der Sophia-Universität) kennengelernt hat. Zur näheren Bestimmung der Funktionen des Delegaten und seines Koadjutors wird ein ergänzendes Dokument in Aussicht gestellt.

In der Tat sind diese beiden Funktionen im Recht des Ordens, das seit den Zeiten des hl. Ignatius die Vorbereitung einer Generalkongregation sehr genau regelt, nicht vorgesehen. Radio Vatikan hat denn auch die Neuigkeit als etwas gemeldet, was es «in der Geschichte der Gesellschaft Jesu noch nie gegeben hat». Die deutschsprachige Provinzialsynode äußerte «Betroffenheit und Besorgnisse»; in einer Presseerklärung betonte sie, die außerordentliche Maßnahme erfolge ohne Angabe von Gründen. Immerhin läßt der Papst in seinem Brief erkennen, daß er seinerzeit (1980), als P. Arrupe die vom geltenden Recht zur Entgegennahme seines Rücktrittsangebots vorgesehene Generalkongregation einberufen wollte, eine «tiefer» (d. h. wohl längere) «Vorbereitung des Ordens» für nötig hielt. Es scheint, daß er die Bestimmung des Zeitpunkts der Einberufung nicht den dafür in den Ordenssätzen vorgesehenen Instanzen allein überlassen will. Jeder Jesuit legt sein Gelübde auf diese Satzungen ab, die u. a. den demokratischen Charakter der Generalkongregation garantieren. Daß dieses Ordensparlament für die Wahl eines neuen Generalobern allein zuständig ist, wird auch vom jetzigen Papst in seinem Brief anerkannt. *Die Redaktion*

rer Schulen war *keine Arbeit* bereit. Das Ergebnis war bei vielen, die sich für die Reform engagiert hatten, Resignation und Ermüdung: Nicht nur aus der Kirche, auch aus der Politik wanderten die «Helden» aus. Auf die «*Révolution tranquille*» der Sechzigerjahre folgte somit die «*désillusion tranquille*» der Siebzigerjahre: die stille Enttäuschung.

Im politischen Bereich blieb freilich nicht alles «still»: Abgesehen von der Gründung einer neuen Partei, die mit der Parole antrat «*unser Land in Besitz nehmen*» und damit ein neues umfassenderes Gesellschaftsprojekt von «unten» her meinte, ist nicht zu vergessen, daß der Übergang zu den Siebzigerjahren von Terrorakten (Entführung des englischen (!) Konsuls und Ermordung des Ministers für Arbeit – in beiden Fällen ein Symbol) und schließlich von einer militärischen Besetzung Quebecs durch die Bundesarmee gekennzeichnet war. Mag man heute sagen (vgl. Beaudry), daß dies nur eine «Episode» war: nach der Meinung vieler ließ sie doch ein tiefes Trauma zurück. Gerade dies erklärt die Stimmung der «stillen Enttäuschung».

Doch kehren wir zur Kirche zurück. Ihr «Bericht» kam, wie gesagt, um die Jahreswende 1971/72 heraus. In Wirklichkeit war es mehr als ein Bericht. Er bezeugte nicht nur ein weitverbreitetes Bewußtsein, wie sehr sich die Situation geändert hatte, sondern auch ein waches Verlangen, daraus für das kirchliche Leben Konsequenzen zu ziehen. Denn der Kommission lagen – abgesehen von wissenschaftlichen Arbeiten, die in Anhänge verwiesen wurden – viele lokale Befragungen und öffentliche Versammlungen zugrunde. Die Kommissionsmitglieder waren keine Büromenschen und Technokraten: sie zogen von Ort zu Ort, und allenthalben präsentierten sich ihnen Gruppen, die am «Untergeschoß» der Kirche rüttelten und an die Fundamente gehen wollten: «*Wir brauchen kleine Gruppen, kleine, lebendige Gemeinden!*» So wollte denn auch der Bericht ein *reagierendes* Bewußtsein schaffen.

<sup>6</sup> Vgl. Anm. 2: Eine analoge Entwicklung zur «Stillen Revolution» erleben die *Akadier* immerhin seit Anfang der Siebzigerjahre: mindestens in Neubraunschweig läßt sie sich als kulturelle und politische Erneuerung wahrnehmen.

<sup>7</sup> Editions Fides, Montréal 1971.

<sup>8</sup> *Relations Jhg.* 1971, Nr. 357 (Sonderheft).

Freilich gehörte zur Analyse der Situation auch ein «Inventar großer Dilemmas»: es ergab sich aus tiefgehenden Spaltungen im Selbstverständnis der Gläubigen und dessen theologischen Begründungen bzw. Rechtfertigungen. Die Gegensätze – «zweierlei Auffassung von Moral, zweierlei Katechese, zweierlei Praxis» – schienen auf eine entscheidende Option zusammenzulaufen: *Soll man dahin wirken, die Kirche zu retten, oder gilt es in der Kirche die Menschen zu retten?*

Die Verfasser des Berichts zogen dreierlei Konsequenzen für das kirchliche Wirken:

► Es muß von der *menschlichen Ebene* ausgehen, d. h. vom wirklichen Leben und von Orten, wo es sich natürlicherweise abspielt.

► Nicht Intim-Formen von «Brüderlichkeit» haben die Priorität, sondern Aktion und Dienst in einem *Leben für die andern*, wo unter diesen «andern» zuerst die je *Ärmeren* und Ärmsten zu sehen sind.

► Die *Unterschiede* in der Art zu wirken und in der Art, die Zugehörigkeit zur Kirche aufzufassen, sind als Lebensfülle zu *akzeptieren*.

Im übrigen empfahl die Kommission für die Zukunft keine großen Gesamtpläne, sondern möglichst viel Spielraum für Projekte auf Zusehen: die «Dynamik des Provisorischen». Konkret ging es darum, was die Kirche mit den Kräften machen würde, die bisher in ihren vielfältigen eigenen, in die Gesellschaft integrierten Werken und Institutionen gebunden waren und die nun «frei» wurden. Welche *neuen Engagements* sollte die Kirche anstelle der alten übernehmen?

### Die Wahrnehmung neuer Chancen und Aufgaben

Für den Einsatz des Personals wurde «*Mission und Entwicklung*» vermehrt auch als Aufgabe *im eigenen Land*, in den Gebieten, Quartieren und Bevölkerungsgruppen gesehen, wo der Zustand der Unterentwicklung frappant war (nicht zuletzt Einwanderer und Flüchtlinge, z. B. neuerdings aus Haiti). Wie in diesem Kontext inzwischen ein neues Gemeindeglied entwickelt wurde und wie sich nach ähnlichen Kriterien eine religiöse Gemeinschaft umgestellt hat, konnte ich in der Hauptstadt Quebec aus der Nähe sehen: Dies zu schildern, verlangt aber eine breitere Form der Darstellung. Für heute möchte ich nur auf die neue *Chance* der Kirche hinweisen, die ihr der «Abstand» von den Institutionen gewährt. Es ist die Chance, ihre *kritisch-prophetische Rolle* wahrzunehmen. Dazu hat sie sehr viel durch ihre Kontakte mit *Lateinamerika* gelernt, wo seit langem viele kanadische Missionare wirken, in jüngerer Zeit auch Weltpriester, die mit ihren heimischen Diözesen verbun-

den bleiben, sodaß es zu einer *Wechselwirkung in der Bewußtseinsbildung* kommt. So hat zum Beispiel auch die Konferenz von *Medellin* auf Kanada eine Wirkung ausgeübt, und zwei heutige kanadische Bischöfe haben sogar eigene Missionserfahrung in Lateinamerika hinter sich. Das alles hat auch mit den neuen und eigenen Kommunikationskanälen zu tun, über die die kanadische Kirche heute in ihrer höchsten Repräsentanz, der kanadischen Bischofskonferenz mit Sitz in Ottawa, verfügt: Das anschließend abgedruckte *Interview* vermittelt davon eine Vorstellung.

Großen Respekt nötigte mir die Tätigkeit der Institution «*Entwicklung und Frieden*» (Développement et Paix) ab, die sich mit dem Schweizer Fastenopfer vergleichen läßt. Im Unterschied zu diesem wird aber das Schwergewicht der Bewußtseinsbildung nicht auf die Zeit der Kollekte (Fastenzeit), sondern auf Kampagnen im September/Dezember (Advent) gelegt. In diesen Kampagnen wird die Bevölkerung zu verschiedenen Aktionen (z. B. Briefen an die eigene oder auch eine fremde Regierung usw.) animiert, sei es zugunsten der verschwundenen Kinder in Argentinien, sei es gegen die Apartheid in Südafrika, sei es für die Abrüstung usw. Nach dem Grund für die zeitliche Trennung von Kollekte und Bewußtseinsbildungsarbeit befragt, antworteten mir die Verantwortlichen: «Wir glauben, auf diese Weise in der Arbeit für die Bewußtseinsbildung *freier* zu sein.» Ein Blick in die letztjährige *Informationsmappe* zum Thema «*Die Militarisierung der Länder der Dritten Welt*» sowie in weitere Belege (u. a. von Interventionen bei der kanadischen Regierung) haben mir diese Auskunft bestätigt.<sup>9</sup> Hier ist die kritisch-prophetische Rolle der Kirche in einer Weise wahrgenommen, die auf den Verbindungen und Verflechtungen insistiert, die zwischen dem Elend der Entwicklungsländer und der Politik des *eigenen Landes*<sup>10</sup> bestehen. *Ludwig Kaufmann*

<sup>9</sup> Développement et Paix, 2111 rue Centre, Montréal, Quebec, H3K 1J5. (In diesem gesamtkanadischen Organismus herrschen die Laien vor. Die Kampagnen in diesem Winter stehen unter dem Motto: «Entwicklung – ein neuer Name für Frieden», wobei als Hindernis für die Entwicklung an erster Stelle erneut die Militarisierung genannt wird.)

<sup>10</sup> Eine ökumenische Arbeitsgruppe untersucht auch die Tätigkeit der großen Banken und kanadischen multinationalen Gesellschaften im Ausland (z. B. in Südafrika), interveniert bei Aktionärsversammlungen und schärft das Bewußtsein für internationale Gerechtigkeit (vgl. auch «Le sommet populaire d'Ottawa» = Gegengipfel zu Montebello, Relations Nr. 473, Sept. 1981).

## Kirchliches Engagement für Zentralamerika

Interview mit dem Sekretär der kanadischen Bischofskonferenz, *André Vallée*, Ottawa

**Orientierung:** Mehrere Stellungnahmen der kanadischen Bischofskonferenz zu Ereignissen in El Salvador haben Schlagzeilen gemacht. Was befähigt Ihre Bischofskonferenz dazu, über welche besonderen Kontakte und Informationskanäle verfügt sie zu Süd- und Zentralamerika?

**André Vallée:** Die kanadische Kirche ist sowohl in Zentral- wie in Südamerika durch eine sehr große Zahl von Missionaren gegenwärtig, was uns eine erste natürliche Kommunikationsbasis an der Basis gibt. Wir haben aber auch viele Kontakte auf offizieller Ebene. Jedes Jahr treffen sich während drei Tagen Vertreter der beiden Bischofskonferenzen von USA und Kanada mit den leitenden Instanzen des lateinamerikanischen Bischofsrats CELAM, und zwar abwechselnd in einem der drei Territorien; heuer zum Beispiel in Costa Rica, nächstes Jahr in Kanada und übernächstes Jahr in USA. So wertvoll diese Beratungen sind – für allfällige Interventionen unsererseits müssen wir uns spezieller auf die Kirchen der einzelnen Länder abstützen, deren konkrete Vielfalt durch den CELAM nicht ausreichend repräsentiert wird. Nach einem Abkommen, dem sogenannten «Code von Miami», sind wir dazu sogar verpflichtet. In bestimmten Situationen ist dies aber keineswegs eine

leichte Sache. Suchen wir in einem Konfliktfall telephonisch Kontakt aufzunehmen, so kann man sich ausrechnen, welche Schwierigkeiten sich bieten. Rufen wir zum Beispiel den Präsidenten einer Bischofskonferenz an, so wird er sich oft hüten, am Telefon Auskünfte zu geben, die ihn in den Augen der (abhörenden) Sicherheitsorgane kompromittieren. Manchmal haben wir mehr Glück per Telex. Bleiben wir ohne Antwort, wird der Kontakt auf dieser Ebene verhindert, so steht es uns frei, trotzdem zu intervenieren, d. h. uns auf andere Informationen abzustützen. Diese mögen von unseren Missionaren stammen oder sie kommen uns über verschiedene Institutionen zu, wie z. B. «Entwicklung und Frieden»; ferner erfolgt die Übermittlung durch *ökumenische Organe*, vor allem durch das *Interchurch Comitee on Human Rights in Latin America*. Sehr oft erhalten wir von daher die *ersten* Informationen. Unser eigenes Sozialamt und speziell unser eigenes Komitee für die Menschenrechte steht in beständigem, ja täglichem Kontakt mit dem genannten zwischenkirchlichen Komitee.

O.: Befaßt sich das eigene Komitee der Bischofskonferenz nur mit Verletzungen der Menschenrechte im Ausland oder auch mit solchen im Inland?

V.: Mit beidem. Allerdings sind wir vielleicht aktiver nach «außen» als nach «innen». Immerhin ist die Bischofskommission für soziale Angelegenheiten bzw. deren Büro dauernd mit den *Rechten der Indianer* in Kanada beschäftigt. Da die Energiepolitik der Bundesregierung (Wasserkraft, Öl und Erdgas) diese Rechte bedroht, sieht sich die Kirche zu deren Schutz herausgefordert. Ein anderer Bereich sind die *Einwanderer* und Flüchtlinge. Auch über deren Lage werden Untersuchungen erstellt und Eingaben gemacht. Aber manche dieser «Dossiers» werden in der Öffentlichkeit kaum beachtet, während unsere Interventionen z. B. für El Salvador mehr Aufsehen erregen.

O.: Wie kommen solche Interventionen konkret zustande?

V.: Angenommen wir erhalten eine Meldung, zum Beispiel vom Interchurch-Komitee, so halten wir meist zuerst unter uns ein Rundgespräch per Telefon ab oder rufen eine Zusammenkunft ein. Vor allem aber tun wir unser Möglichstes, um den Tatbestand abzuklären bzw. Bestätigungen oder Präzisierungen zu der Meldung zu erhalten. Ich persönlich telefoniere öfters mit Gewährsleuten in Nicaragua oder Honduras, wenn ich in Guatemala oder El Salvador nicht durchkomme. Eine weitere Informationsquelle sind Personen, die aus diesen Ländern zu uns kommen und bei der Bischofskonferenz einen Lagebericht abgeben. Ferner haben in den letzten Jahren mehrere unserer Bischöfe selber Informationsreisen durchgeführt: sie besuchen auf eigene Initiative ihre Missionare, lassen sich die Lage an Ort und Stelle erklären und äußern sich nach der Rückkehr im eigenen Namen in der Öffentlichkeit. Schließlich stellen wir gelegentlich größere Delegationen zusammen. Eine solche Delegation, bestehend aus zwei Bischöfen und zwei Mitgliedern von «Entwicklung und Frieden» hat sich während 11 Tagen in Nicaragua aufgehalten und zwischen 200 und 250 Personen befragt.

O.: Und in El Salvador?

V.: Ein oder zwei Bischöfe gingen einzeln hin. Ich selber war mit Bischof *Redding* von Hamilton am Begräbnis von Erzbischof *Romero*. Gerade bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie wichtig es ist, an Ort und Stelle zu sein. Hat man mir doch zum Beispiel behauptet, die Armee sei nicht dort gewesen, als die Schießerei losging, und es war jemand aus El Salvador, der dies behauptete. Ich konnte ihm entgegenhalten, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte: Soldaten mit Maschinengewehren, die sich hinter Bäumen und Pfosten verbargen: zwei Straßen vor der Kathedrale, d. h. bevor ich selber zur Kathedrale kam. Ich sah übrigens auch die erste Bombe platzen und genau den Ort (direkt mir gegenüber), wo dies geschah. Ich flüchtete mit in die Kathedrale, hörte die Maschinengewehre usw.

O.: Woher bezieht das Interchurch-Komitee seine Informationen über El Salvador und welche Quellen betrachten Sie selber als zuverlässig?

V.: Ich glaube, daß wichtige «Posten», an die sich auch Personen aus El Salvador direkt wenden, in *Mexiko* stationiert sind. Dort gibt es auch eine Agentur «Sal(va) Press», deren Meldungen bei uns empfangen werden. Ferner kommt uns das Bulletin «Solidaridad» über Mexiko zu, durch welches nach wie vor der *Juristische Dienst des Erzbistums San Salvador* genaue Informationen über Verschleppungen, Ermordungen und weitere Verletzungen der Menschenrechte liefert, ob die Urheberschaft abgeklärt ist usw.

O.: Gibt es von anderen Ländern Zentralamerikas einen vergleichbaren Informationsdienst?

V.: Nein. Aber aus den beiden Ländern *Nicaragua* und *Honduras* erhalten wir leicht Informationen. In Honduras, wo die Situation wohl bald sehr explosiv wird, haben wir 30–35 Missionare, an die wir uns wenden können. Sehr viel schwieriger ist es in *Guatemala*. Hier kommt uns immerhin – neben dem Interchurch-Komitee – der Dienst *DIAL* zu Hilfe. Sodann haben wir auch dort Missionare, und vor allem kommen neuerdings immer wieder Menschen, Geistliche und Laien, die Guatemala

verlassen mußten, zu uns, um zu berichten: sie nehmen leider ständig zu, denken Sie nur an die heute völlig verlassene Diözese von *Quiché*: ein wahrer Exodus.

O.: Hat eure Informationstätigkeit auch eine Rückwirkung auf die Information in diesen Ländern, z. B. in Guatemala, anlässlich der Ermordung des kanadischen Laienhelfers *Raoul Léger*?

V.: Die Ermordung als solche wurde im Lande selbst durch die Medien bekanntgegeben, und so erfuhr es auch die Kanadische Botschaft. Aber die offizielle Version war die, er sei als Guerillero umgekommen. Die Art der Vertuschung von Sachverhalten ist unterschiedlich. Es kommt auch vor, daß jede Scham dahinfällt, wie man es z. B. von Pinochet in Chile hinsichtlich seines Vorgehens kennt.

O.: Was ist dann noch zu machen?

V.: Auf jeden Fall bei uns sensibilisieren. Und immer wieder Information bieten: sachliche, objektive Information. Ich insistiere darauf. Man darf uns nicht vorwerfen, wir bauschten Geschichten auf. Wir müssen sehr um unsere Glaubwürdigkeit besorgt sein, wie wir das ja auch bei unserer Intervention hinsichtlich Amerikas Entsendung von Waffen und Militärberatern für El Salvador erlebt haben.

O.: Was haben Sie da erlebt?

V.: Im Parlament wurde der Außenminister unter Berufung auf unsere Stellungnahme herausgefordert. Er antwortete, Stimmen «aus dem Vatikan» klingen anders. Man hat aber nie gehört, welche «Stimme» das war. Umgekehrt hat niemand unsere Informationen angezweifelt. Man weiß nachgerade auch in der Regierung, daß die kanadische Bischofskonferenz gut informiert ist.

Interview 19. 8. 81: Ludwig Kaufmann

## Gegenkultur und Mythos

«*Der Tambour erhob das Glas zu Ehren von Gudrun. Andreas, gutmütig, nahm sein Glas und stieß mit den Burschen aus dem Dorf seiner Frau an. Der Vater von Andreas, jener Germain, der uns auf dem Tablett seine Medaillons und sein Gold sehen ließ, stieß ebenfalls an. Und dann folgt ein besonders spannendes Moment. Gudrun nimmt ihr Glas und läßt die letzten Tropfen auf den Boden vor der Kirche fallen. Und dann wirft sie das Glas gegen die Mauer des alten Friedhofs. Sie macht es mit großer Heftigkeit, denn sie und Andreas brauchen viele Kinder. Auf allen Vieren zählen die Rekruten die Glasscherben und werden dabei hinter ihrem Rücken beobachtet. Das Glas ist zu Sternen zersprungen.*»

Die Episode, die hier erzählt wird, ist bewußt zweideutig. Neben dem konkreten Handlungsablauf und seiner Schilderung verweist jedes Wort auf eine Symbolebene, in der das Erzählte den Charakter eines Allgemeinen annimmt, von dem her sich mehr deuten lassen soll als eine individuelle, einmalige Begebenheit. Der Text, der eingangs zitiert wurde, findet sich in einer Neuerscheinung, die um den Fall Schleyer und die Gründer der RAF aus der mythisch inspirierten Sicht der Bauern und Kleinstädter im südlichsten Teil des Elsaß kreist.<sup>1</sup>

Das Anliegen dieses Textes ist die narrative Vergegenwärtigung eines Allgemeinen. Als solche kann man den *Mythos* definieren, der in den letzten Jahren auf relativ breiter Ebene in politische und literarische, aber auch in lebenspraktische Kontexte eingerückt ist. Was bedeutet die Präsenz des Mythos in derartigen Zusammenhängen?

<sup>1</sup> René Ehni/Louis Schittly, *Die Hochzeit der Gudrun*, Trikont-Dianus-Verlag München 1981. Dieses Buch versteht sich als ein moderner mythopoetischer Entwurf, in dem die Geschehnisse um die Anführer der RAF, Andreas Baader und Gudrun Ensslin, zu einem modernen Mythos der Befreiung verarbeitet werden sollen, der exemplarisch ist für «einen mythologischen Antifaschismus», der zeige, «daß Menschen und ihren Taten auch heute noch ein Platz in den Sternen eingeräumt werden kann».

Die Beschäftigung mit den (zum Großteil prähistorischen) Mythen der Vergangenheit, traditionell bevorzugt von den philologischen Disziplinen, identifizierte in Deutungen der Geschichte, die eine *Entwicklung* vom Mythos zum Logos nachweisen wollten, das Mythische allzu gerne mit dem (nun überwundenen) primitiven Denken. Damit galt der Mythos als etwas Überlebtes: Der Begriff, die Theorie und die mathematische Formel nehmen nunmehr in der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation den Platz ein, der im archaischen Denken dem Mythos, d. h. der Erzählung und der rituellen Formel zukam. Dem Fortschrittsdenken der Neuzeit schien nur das Begriffliche öffentlichkeitsfähig. Plädoyers für das Mythische gab es nur noch vereinzelt (und sie führten – wie im sogenannten «Mythos des XX. Jahrhunderts» – oft in eine fatale Irrationalität). In der Hinwendung zum Mythos kann sich aber auch das offiziell Abgedrängte, nicht öffentlichkeitsfähig Scheinende zu Wort melden. Für solche Versuche kann der eingangs zitierte Text repräsentativ sein. Plädoyers wie diesem entspricht die Suche nach Alternativen im lebenspraktischen Bereich, und zwar nach Alternativen, die ihre Legitimation nicht oder nicht mehr in erster Linie von der Theorie erwarten. Das Bedürfnis nach Legitimation überhaupt verbindet sie allerdings in gewissem Sinne mit dem, zu dem sie sich als Alternative verstehen.

Die offiziellen Institutionen legitimieren sich durch unterschiedliche Ideologien (wobei der Begriff «Ideologie» keineswegs abwertend gemeint ist), die Kritik an ihnen – so scheint es – durch Mystifikationen. «Mystifikation» umfaßt dabei sehr Verschiedenartiges, etwa ein unumgängliches Maß an Irrationalität, Feste und Feiern, aber auch die in den unterschiedlichen Lebenswelten wirksamen Alltagsmythen (*R. Barthes*). Daß gerade letztere die gegenwärtigen Subkulturen in einem entscheidenden Maße bestimmen, dürfte wenig umstritten sein. Bewegungen wie die ökologische oder die alternative legitimieren sich über Ideologien, die ganz im Gegensatz zu den offiziellen (beispielsweise der politischen Parteien) nicht Begrifflichkeit, Theoriefähigkeit und (Pseudo-)Wissenschaftlichkeit in den Vordergrund schieben, sondern gerade das dem Begriff Entrückte herausstellen. Dieses ist dann gleichsam das Äquivalent der lebenspraktisch bereits beschrittenen Alternative.

Solche Legitimationsversuche stehen quer zu den gängigen politischen und gesellschaftlichen Rastern, beispielsweise dem Schema von «rechts» und «links», und markieren einen Standort, wie ihn etwa die ökologische Bewegung eingenommen hat. In der gegenwärtigen Ökologiebewegung – wie immer man sie auch sonst einschätzen mag – sind sowohl Gruppen aus dem konservativen wie aus dem anarchistischen Lager zusammengetroffen. Aus dem Scheitern vorangegangener Bewegungen (z. B. der Hippies) zog man den Schluß, es gehe weder ohne Traditionen noch ohne gleichsam ritualisierte Erfahrungen.

#### Ein Verlag erklärt seine «Wende»

Den Bedürfnissen und Erwartungen, die aus einer solchen Einstellung sprechen, kommt ein Münchner Verlag, der bereits in der 1968er Studentenbewegung eine bedeutsame Rolle spielte, durch sein «Mythologie-Programm» entgegen. Der *Trikont-Verlag* hat sich ein neues, auf die Erwartungen der alternativen Szene zugeschnittenes Image verschafft und nennt sich nunmehr *Trikont-Dianus-Verlag* – in Entsprechung zur Doppelgesichtigkeit der alternativen Gegenkulturen, die gerade in der Überwindung nur scheinbarer Gegensätze *jetzt* schon die *Traumzeit* (so ein Verlagstitel) leben wollen; dies ist auch der Grund für den Rückgriff auf den Mythos. Das *Verlagseditorial*<sup>2</sup>, das diese Kursänderung plausibel machen soll, um-

<sup>2</sup> Die einzelnen im Text ausgewiesenen Zitate sind, sofern nicht anders vermerkt, einem Editorial des Trikont-Dianus-Verlags in München entnommen, das um Verständnis werben möchte für diese Wende zum Mythos. (Inzwischen hat der Verlag zu diesem Editorial, das «aufgrund seiner poetischen Sprache mißverstanden und als Literatur abgetan werden» könne, eine «politisch-kulturelle Erklärung» je «für den linken Leser» und «für

schreibt das so: «Unser Reich ist die magische Gegenwart. Auch die magische Gegenwart ist Dianuskopf, konservativ und revolutionär zugleich.» Auf die eher rhetorische Frage, ob man jetzt nun reaktionär geworden sei, erfolgt eine Antwort, die ganz im Sinne der geschichtsphilosophischen Thesen *W. Benjamins* formuliert ist und das Thema von der Rettung des Vergangenen, historisch Abgedrängten im Aufsprengen des geschichtlichen Kontinuums variiert:

«Wir haben Hunger und Durst nach Bildern und Märchen, in uns brennt die Sehnsucht nach Mythen. Wir wollen die Kerker, wo unsere uralten Träume verstummen, aufbrechen, denn wir haben ihr Seufzen vernommen. Die Schuppen sind uns von den Augen gefallen: wir sehen unsere Träume ganz klar.»

Die Aktivität jedoch, die mitschwingt im Benjaminschen Topos vom Aufsprengen des historischen Kontinuums, scheint hier stark herabgemindert. Die Traumzeit, die neue Welt, ist ganz in Entsprechung zu den *narrativen* Strukturen des Mythos vorerst eine «neu gedichtete»: «Wir schauen nach hinten in Ehrfurcht – in das weite Land menschlicher Erfahrung, und wir schauen nach vorne mit lachender, tanzender Freude in eine neu gedichtete Welt.» Die Ehrfurcht, die hier beschworen wird, ist nicht frei von Aggressivität; die Rettung des Vergangenen wird durchaus einem Raubzug verglichen, er ist Angriff auf die als illegitim erachteten Sachwalter der einzelnen Traditionen:

«Überall hin führen uns unsere Raubzüge, überall haben wir etwas zurückzuerobert, zurückzubetteln oder zurückzubaubern. Dem Faschismus entreißen wir die Mythen, die er geschändet hat, Begriffe wie Freundschaft, Heimat, Natur, die er besudelte; dem Adel das ihm abhanden gekommene Gefühl von Achtung, Höflichkeit und Minne; der Kirche ihre schönste und von ihr am unwürdigsten behandelte Tochter: die Mystik; den Vagabunden ihre Freiheit und vernachlässigte Kreativität.»

#### Heraus aus den Begriffen und der «makabren Identität»

Es fragt sich, welche Motive hinter einer derartigen «Wende hin zum Mythos» stehen könnten, die ja sicher nicht nur für einen einzigen Verlag repräsentativ ist (der Trikont-Dianus-Verlag ist seinen ursprünglichen Absichten keineswegs untreu geworden; gerade durch die Mythisierung scheinen sie durch, wie im eingangs zitierten Werk deutlich wird).

Die Wende, die sich hier ankündigt, läßt sich beschreiben als der Versuch einer bewußten Abkehr von der argumentativen Ebene, auf der, wie gesellschaftliche und politische Diskussionen belegen, die Argumente austauschbar geworden sind (und eben damit nichtssagend). Diese Abkehr charakterisiert auch weite Teile jener Jugend, die sich nach außen hin immer noch mehr oder weniger gesellschaftskonform gibt und die «letzte Konsequenz», für die hier das sicherlich zweideutige Wort «Mythos» steht, (noch) nicht vollzogen hat. Gerade auch die kurz zurückliegenden Kirchen- und Katholikentage in der BRD signalisieren einen Trend, der sich als *Diskursverweigerung* umschreiben läßt: Jugendliche, des unentwegten und folgenlosen Diskutierens müde, erteilen einer als zwanghaft empfundenen Diskursivität, die in Wirklichkeit nur Leerlauf involviert, eine unmißverständliche Absage. Sie vollziehen damit einen Gestus, der in der Literatur eine lange Tradition hat (so in der Konfrontation von Diskursivität und Narrativität, aber sicher nicht nur dort). Wenn z. B. *P. P. Pasolini* die Geschichte der italienischen Christdemokraten und ihre zunehmende Verstrickung in Korruption am Phänomen des «Verschwindens der Glühwürmchen» festmacht, manifestiert sich auf der beschreibenden Ebene durchaus etwas Ähnliches wie in der realen Diskursverweigerung. Solche Erscheinungen wollen gewertet werden als Konsequenz aus der Einsicht in eine «makabre Identität», aus der sich herauszuhalten – so der Vorwurf der neuen

den konservativen Leser» nachgeliefert. Der plakative Anspruch lautet: «Wir sind konservativ geworden und revolutionär geblieben». Diese Werbetexte samt Leseproben sind erhältlich bei Trikont, Kistlerstr. 1, D-8000 München 90.)

Alternative – den früheren Alternativbewegungen nicht möglich schien, da sie, vor allem auf dem Wege über die Sprache und den Begriff, mit dem verflochten waren, gegen das sie konzipiert waren. Mit dieser Einsicht rechtfertigen auch die Trikont-Vertreter ihre Wende, wenn sie schreiben:

«Das Erstaunliche am politischen Kampf ist die makabre Identität, die früher oder später zwischen den Gegnern entsteht. Wir kannten die Sprache unseres Feindes, wir zerpflückten und lallten sie nach, wir lauerten auf seine Bewegungen, verhöhnnten seine Fehlhandlungen und achteten auf seine Listen – doch seine Macht schlug uns in ihren Bann. Unsere Starrheit, Leitsprüche, unsere Kategorien und Schlagwörter spiegelten die Starrheit Leviathans. Wir waren in derselben Welt verkettet.»

### 68er Bewegung und Kritische Theorie

Der hier skizzierte Zusammenhang gewährt tatsächlich Aufschlüsse über das Scheitern von Bewegungen wie derjenigen der Studenten Ende der sechziger Jahre (nun ihrerseits freigegeben zur Remythisierung!). Diese Bewegung, die im Bannkreis der *Kritischen Theorie* dachte und argumentierte, konnte die gesellschaftlichen Widersprüche, in die sie die Menschen verstrickt glaubte, «nur» *begrifflich* austragen; das Instrumentarium, das ihr dabei zur Verfügung stand, war das der traditionellen Wissenschaften, die es zwar durch geschichtlich-gesellschaftliche Gesichtspunkte zu erweitern galt, die aber auch nach solcher Erweiterung noch weit entfernt waren von der gesellschaftlichen Relevanz, auf die die allgemeine Erwartungshaltung ging. *Praxis* blieb mit anderen Worten nur eine besondere Gestalt von Theorie, – mit all den Schwächen, die man vorher an letzterer diagnostiziert hatte. Ohne Zweifel ist das am meisten frappante Beispiel in diesem Zusammenhang die Kritische Theorie selber, die aus ihrem Abscheu vor dem Begriff ein neues Begriffssystem entwickelt hat. Der Begriff wurde einerseits, ganz im Sinne der gegenwärtig zu beobachtenden Hinwendung zum Mythos, verantwortlich gemacht für die nicht akzeptablen Strukturen der «spätkapitalistischen Gesellschaften»<sup>3</sup>, andererseits kam die Analyse dieses Zusammenspiels (das als Verhängnis qualifiziert wurde) zu dem Ergebnis, gerade auf den Begriff nicht verzichten zu können, wie im Festhalten Horkheimers und Adornos am *Totalitätsbegriff* besonders deutlich wurde. Die Vertreter der Kritischen Theorie, aber auch die Studentenbewegung von 1968, unternahmen den Versuch, die gegenwärtige Gesellschaft als ein *Ganzes* zu begreifen. Wenn man diesen Versuch nicht schon von vornherein als ideologisch abtut, dann scheint in der Tat nur noch ein Begriff von Gesellschaft möglich, in dem Gesellschaft in perspektivlosem Pessimismus als Verhängnis aufscheint. Die Konsequenz ist, wie die Entwicklung der Kritischen Theorie belegt, eine «Negative Dialektik», die davon ausgeht, daß die Irrationalität der gesellschaftlichen Strukturen eine rationale Entfaltung (der Gesellschaft wie des einzelnen) sowohl in der Theorie wie in der Realität unmöglich erscheinen läßt.

Die Kritik<sup>4</sup> an derartigen Konzeptionen, die vor allem deshalb zum Scheitern verurteilt gewesen seien, weil es ihnen nicht (oder nur ungenügend) gelungen sei, den Bereich bloßer Theorie zu übersteigen, muß in erster Linie verstanden werden als die Kritik an einer Abstraktheit, die nicht nur das Konkret-Sichtbare und Interpersonale, sondern sogar die *Geschichte ausklammert*, weil sie trotz aller Bemühungen, das Besondere über das Allgemeine zu stellen, sich dem Allgemeinen angepaßt und unterworfen habe.

Auf die Betonung des Momentes des Besonderen hebt dagegen die Entfaltung des Mythos als alternativer Legitimationsbasis

<sup>3</sup> Vgl. Karl Marx (Ökonomisch-philosophische Manuskripte, Einleitung): «Die Logik – das Geld des Geistes, der spekulative, der Gedankenwert des Menschen und der Natur... – das entäußerte, daher von der Natur und dem wirklichen Menschen abstrahierende Denken; das abstrakte Denken.»

<sup>4</sup> Gemeint ist die Kritik derer, die sich von der Wende zum Mythos eine Alternative versprechen. Diese Wende wird inzwischen auch theoretisch reflektiert, vor allem von Hans Blumenberg (vgl. Anm. 6).

ab: «Der Körper des Mythos ist *bildliches Denken*: er macht etwas sichtbar, plastisch, vorstellbar. Er ist nicht auf der Suche nach Gesetzen, eher schon nach Erklärungen, mehr noch ist er Darstellung vielfältiger menschlicher Leidenschaften. Das Bildhafte, Schillernde, Bunte und Faßliche macht ihn anziehend für die Libido, den Wunsch, dessen Produkt er ist.»

### Der Mythos – die Sehnsucht nach einer einfacheren Welt?

Das Programm, das der Trikont-Dianus-Verlag entwickelt hat, kann kurz, aber sicher zutreffend charakterisiert werden als der Versuch einer Auflösung der *komplexen*, undurchsichtigen Strukturen, die überschaubar werden, wenn sie eingebettet werden können in den konkreten Lebenszusammenhang der Individuen. Allein diese Überschaubarkeit präsentiert sich bereits als Alternative. Mit ihr einher geht der Abbau von Fremdbestimmungen. Es sind sechs unterschiedliche Bereiche, an denen diese «Zurücknahme von Komplexität» (wie im Anschluß an die soziologische Systemtheorie formuliert werden darf) demonstriert werden soll. Es ist dies einmal das schon angesprochene *bildliche Denken*, sodann der *sexuelle* Aspekt des Mythos («denn in ihm spinnen zahlreiche Fäden der Liebe zwischen Menschen, Göttern und Tieren»), der *historisch-geschichtliche* («denn hinter ihm verbergen sich große geschichtliche Ereignisse»), der *ästhetische* («denn der Mythos macht keine starre Trennung von Phantasie und Wirklichkeit»), der *symbolische* und jener, der – wie schon die Strukturalisten<sup>5</sup> – im Mythos «Orte des wilden Denkens» ausgemacht zu haben glaubt: «Der Mythos will nicht das Allgemeine, sondern ihn gelüftet nach dem Besonderen, Einzelnen, Einmaligen. Er ist ein *wildes Denken*, angezogen und fasziniert vom individuellen Geschehen und der Äußerung individueller Willensakte. Er sieht vor allem die Vorherrschaft des Willens über die Vernunft.»

### Im «Tanz der Kräfte» eine neue Theologie?

Es dürfte inzwischen deutlich geworden sein, in welchem Maße dieses Programm von seiner Gegnerschaft zum begrifflichen (und damit implizit «ideologischen», politischen und wissenschaftlichen) Denken lebt. Seine Absage oder Weigerung trifft darüber hinaus aber auch die etablierten *Religionen* (sowohl das Christentum wie nachneuzeitliche Ersatzreligionen – etwa den orthodoxen Marxismus), an denen jene Aspekte vermißt resp. angemahnt werden, die herangezogen wurden, um das «Neue» des Mythos zu charakterisieren. Diese Gesichtspunkte werden der *Theologie* der Gegenwart konsequent entgegeng gehalten, einer Theologie, die in zunehmendem Konkurrenzkampf mit dem «aufgeklärten Denken» der Neuzeit nicht nur ihr genuines Erbe verspielt, sondern auch alle Möglichkeiten spielerischer Variationsbreite aufgegeben habe<sup>6</sup>. Gerade diese Momente aber habe sich der Mythos bewahrt, weshalb ihn wiederzuentdecken zugleich den Beginn einer neuen, qualitativ grundsätzlich verschiedenen Theologie bedeuten müsse. Entsprechend provokant wird das Gegenprogramm dann auch formuliert:

«Seine (sc. des Mythos) Götterwelt spottet jeglicher Theologie, denn das Spiel und der Tanz der Kräfte durchzieht die Welt seiner Vorstellungen. Auch das Zufällige, Willkürliche, das aus jeder Religion gebannt ist, findet in ihm Platz. Nie ist er reine Erzählung, sondern lebendige Wirklichkeit, die durch das Stammesleben der «Primitiven» strömte. Lauschend saßen alle um das knisternde Feuer, hörten die Erzählungen von den großen politischen Ereignissen, aber auch von den kleinlichen Gefühlen und Eifersüchteleien der Menschen und Götter. Dieser Grundtrieb des Menschen zu Bildern und Vorstellungen, der die Welt in ihrer Buntheit und Unregelmäßigkeit mit schöpferischem Be-

<sup>5</sup> Repräsentativ dazu s.: Claude Lévi-Strauss, Das wilde Denken, Frankfurt/Main 1968 (Original: La pensée sauvage, Paris 1955).

<sup>6</sup> Repräsentant einer solchen Theologiekritik ist der Philosoph Hans Blumenberg, hier zitiert nach seinem Werk: Arbeit am Mythos, Frankfurt/Main 1979 (Vgl. u. a. meine Kritik unter dem Titel: Auf der Suche nach dem Grundmythos, in: Stimmen der Zeit 105, 1980, 497–500).

hagen ausmalt, der tatsächliche Kausalitäten sichtbar macht und keine logischen, der die Vernunft als einen Mangel empfindet, weil sie die Welt mit dem Gebälk und dem Bretterwerk der Begriffe zunagelt, diese wilde, unbestimmte Neigung mußte dem im *Nützlichkeitsdenken verhafteten Bürgertum* ebenso verdächtig erscheinen wie dem *Marxismus*. Beide legten Wert darauf, daß Logik, Dialektik, Fortschritt – kurz die Vernunft auf ihren Fahnen steht. Muß ihnen da nicht das Phantastische, Zwei- und Mehrdeutige einer überkommenen Bilderwelt nur ein Lächeln abringen? Der theoretische Mensch, so Nietzsche, versteht vom Mythos gerade soviel wie ein Tauber von Musik.»

Man wird, sieht man in dieser Kritik keine pauschale Infragestellung der Theologie (und damit zusammenhängend der geschichtlich vorgegebenen religiösen Deutungssysteme), nicht umhin können, berechnete Motive anzuerkennen. Rückblickend läßt sich sagen, daß die Nachkriegstheologie, zuerst im protestantischen, mit zeitlicher Verschiebung dann auch im katholischen Raum rezipiert, sich vielfach dargestellt hat als der Versuch einer kritischen Destruktion des Mythos (vgl. das Entmythologisierungsprogramm in der Bultmann-Schule); damit wollte sie ihre grundsätzlichen wissenschaftlichen Vorgaben im Blick auf methodologische Probleme nun auch inhaltlich eingelöst wissen. So band sie sich an ein historisches Schema, das (erstmalig formuliert von *Max Weber*) die europäische Geschichte interpretierte als fortlaufenden Aufstieg aus den Niederungen des Mythos zur Höhe des Logos. Nicht nur dieses Schema, sondern auch seine theologische Rezeption waren gekennzeichnet von einer «Berührungsangst» vor dem Mythos. Das entscheidende Motiv lautete in solcher Theologie, Glaubensfragen seien so darzustellen und zu formulieren, daß sie dem neuzeitlich-wissenschaftlichen Weltverständnis nicht mehr als anstößig erschienen.

Dabei ist klar, daß diese Bewegung nicht für die gesamte Nachkriegstheologie stehen kann. Gerade im Bereich der Praktischen Theologie (beispielsweise der Homiletik), aber auch in der Erziehungswissenschaft und in der wissenschaftlichen Pädagogik wurde schon sehr früh die Eindimensionalität einer ausschließlich am neuzeitlichen Wissenschaftsbegriff orientierten Theologie kritisiert und in einer entsprechenden Praxis zu korrigieren versucht. Etwa seit 1973 gewinnt dann in der europäischen Theologie eine Richtung an Breite, die weniger das

Ergebnis lehrantlicher Interventionen und Verurteilungen als vielmehr einer Selbstbesinnung von Theologen ist, die durchaus – in Entsprechung zu der hier reflektierten Wende zum Mythos – den folgenden Satz aus dem Trikont-Editorial unterschreiben könnten: «Schon umfängt uns die Ahnung, daß vielleicht alle Aufstandsbewegungen ihre Mythen zeigen ...». Die anfänglich zaghaften Versuche, eine *narrative Theologie* zu etablieren, stehen ebenso für diese Wende wie die lateinamerikanische *Theologie der Befreiung*, die als der Versuch einer Artikulation der Hoffnungen und Erwartungen der Unterdrückten (auf der Basis ihrer genuinen, *nicht begrifflichen* Traditionen) die Religion in ihrer Gestalt als bürgerliche Fortschrittsideologie (der durch nichts gerechtfertigte Glaube, daß es immer so weitergehe) negiert. *Leonardo Boff*, Vertreter einer Theologie der Befreiung, antwortet beispielsweise auf die Frage, wie theologisch verantwortliche Aussagen über das Leiden der Unterdrückten möglich seien:

«Um an die großen Probleme des Lebens und Sterbens, der Schmerzen und der Liebe heranzutreten, gehen wir nicht vom Begriff aus, sondern vom Mythos, und nicht auf dem Weg über Argumente, sondern über Erzählungen. Die Geschichte der Überlegungen über das Leiden weist vom Ijob der Bibel bis zum Ijob C. G. Jungs auf den Fehlschlag aller theoretischen Lösungen und das Scheitern aller Begriffe hin. Das Übel will nicht begriffen, sondern bekämpft werden. ... Der gerechte Grund macht es würdig. Dieser gerechte Grund besteht darin, daß man der gesetzlichen Ordnung und der Logik des aufgezwungenen Systems gegenüber die Gerechtigkeit für die Ausgebeuteten und die Rechte auch der Letzten verteidigt. Das System möchte sich als bedeutsames Ganzes ausgeben, als die Wahrheit im bestimmten geschichtlichen Augenblick, als die befreiende Lösung des Volkes. Es tut aber im Gegenteil der menschlichen Würde Gewalt an, macht den Mitmenschen zu einer Sache, zum Nicht-Menschen, und stößt ihn aus.»<sup>7</sup>

#### Entscheidende Unterschiede in der dritten Welt

Im Rahmen eines Vergleichs der unterschiedlichen Alternativbewegungen und Gegenkulturen (als die Artikulation einer solchen versteht sich ja auch die Theologie der Befreiung), die in ihrem Verzicht auf Sinngebungen übereinstimmen, die sich wirklicher oder nur vermeintlicher *Wissenschaft* verdanken (und durchsichtige ideologische Ziele widerspiegeln), sollten auch die Differenzen, die hier auffallen, nicht nivelliert werden. Abgesehen von der Tatsache, daß der Mythos durchaus nicht immer nur befreiend, sondern auch terroristisch wirken kann<sup>8</sup>, fallen entscheidende Unterschiede auf in der jeweiligen Beantwortung der Frage, ob der Mythos in erster Linie den Bedürfnissen nach Zerstreuung, Variation und eher spielerischen Elementen in den übersättigten Wohlstandsgesellschaften der sogenannten «ersten» Welt entgegenkomme, oder ob er primär im Dienste der Wiedergewinnung der Authentizität der unterdrückten Völker der dritten Welt zu stehen habe. Zu fragen bleibt auch nach der Gewichtung der (vielerorts befürchteten) *regressiven Momente* des Mythos im Verhältnis zu seinen progressiven, emanzipatorischen. Daß sich letztere in der dritten Welt eher freilegen lassen als in der ersten, versteht sich von selbst. In dieser Frage hätte ich mir von dem Manifest zur Rettung des Mythos, das der Trikont-Dianus-Verlag vorgelegt hat, eindeutige Aussagen erwartet. Ein authentischer Rekurs auf mythische Traditionen übersteigt (bei aller Sympathie) sicher Ziele wie jene, «auf Seilen zu tanzen, mit Bällen zu jonglieren und Rad zu schlagen», oder – ungeachtet aller «revolutionären Energie», die dahinter stehen kann – «in einem feierlichen Ritual ein Schwein zum Präsidenten der Vereinigten Staaten zu wählen».

*Carl-Friedrich Geyer, Eichstätt*

#### Kennen Sie noch Interessenten für die ORIENTIERUNG?

Adressen für die ORIENTIERUNG sind uns willkommen. Formulare für Geschenkabonnements versenden wir Mitte November.



**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen  
**Redaktion:** Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico  
**Ständige Mitarbeiter:** Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)  
**Anschrift von Redaktion und Administration:** Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60  
**Bestellungen, Abonnemente:** Administration  
**Einzahlungen:** «Orientierung, Zürich»  
**Schweiz:** Postcheck Zürich 80-27842  
 Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge  
 Konto Nr. 0842-556967-61  
**Deutschland:** Postcheckkonto Stuttgart 6290-700  
**Österreich:** Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127  
**Italien:** Postcheckkonto Rom Nr. 29290004  
**Abonnementspreise 1982:**  
**Schweiz:** Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17.50/Studenten Fr. 24.-  
**Deutschland:** DM 37.-/Halbjahr DM 21.-/Studenten DM 28.-  
**Österreich:** öS 285.-/Halbjahr öS 160.-/Studenten öS 200.-  
**Übrige Länder:** sFr. 32.- plus Versandkosten  
**Gönnernabonnements:** Fr. 40.-/DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)  
**Einzelexemplar:** Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20,-

**AZ**  
8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

<sup>7</sup> Leonardo Boff, Das Leiden, das aus dem Kampf gegen das Leiden erwächst, in: Concilium 12, 1976, 547-553, 547 und 549.

<sup>8</sup> Wissenschaftlich wurden die Probleme einer angemessenen Mythenrezeption erstmals in den Kolloquien der Forschungsgruppe «Poetik und Hermeneutik» in München diskutiert, die auch die Aspekte möglicher Regressivität herausstellten. Die Ergebnisse sind publiziert in: M. Fuhrmann (Hrsg.), Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption (= Poetik und Hermeneutik 4), München 1971, 732 Seiten.